Neue

Deutsche Zeitbilder.

Erste Abtheilung:

Anna Hammer.

Roman in drei Bänden.

Erster Band.

Eisleben,

Verlag von F. Kuhnt.

1850.

Anna Hammer.

Ein Roman der Gegenwart

in drei Bänden.

Erster Band.

Eisleben,

Verlag von F. Kuhnt.

1850.

I.

Das Garnisonleben.

In einer kleinen deutschen Stadt saßen an einem warmen Nachmittage des Monats April drei Cavallerie-Offiziere beisammen. Sie saßen in der niedrigen Stube des einzigen Wirthshauses, das in dem Städtchen war. Zwei von ihnen hatten sich am Tische niedergelassen. Der Eine hatte das eine Bein über das andere geschlagen; der Andere hatte beide Beine lang vor sich ausgestreckt. Der Dritte saß am Fenster. Alle Drei rauchten; Zwei Cigarren, der Dritte aus einem großen, dicken Meerschaumkopfe. Alle Drei waren stumm. Der Eine spielte mit dem Sporn an dem übergeschlagenen Beine, und drehete ihn, daß er klirrte. Der Zweite schaute auf seinen großen, dicken Pfeifenkopf und in die Wolken, die er hinausblies. Der Dritte sah durch das Fenster in die Wolken, die der Wind am Himmel jagte.

Es ist ein langweiliges Leben, das Leben der Cavallerie-Offiziere in den kleinen Garnisonen. Eine Stunde des Tages reiten sie in der Reitbahn; eine zweite Stunde exerciren sie Rekruten; eine Viertel-stunde inspiciren sie die Pferdeställe und dann ist das Tagewerk des Dienstes vollbracht. Der ganze übrige Tag mit einer Menge von Stunden liegt nun vor ihnen, leer und doch bleiern schwer. Nur Eine Schwadron ist da. Bei der Schwadron stehen höch-stens vier bis fünf Offiziere. Sie kennen sich vom Cadettenhause an. Das Thema der Pferde und der Hunde, der Mädchen und der Rangliste ist bald er-schöpft. Die nächste Garnison ist zu weit entfernt für cameradliche Besuche. Mit den Unteroffizieren darf man nicht verkehren; die Offiziersehre leidet es nicht. In dem Städtchen fehlt es an Umgang. Der stille, enge und oft engherzige Familienkreis des Bür-gers und der kleinen Beamten scheuet die nähere Be-kanntschaft des Offiziers. Er sieht ihn im Wirths-hause, auf der Kegelbahn, im Casino, wenn eins da ist; auf dem Spaziergang mit Frau und Kind schon ungern; im Hause gar nicht. In der Umge-gend wohnen wohl einzelne adelige Familien; aber nicht alle sind gastfreundlich, und die es sind, sind nicht mehr gastfrei, weil sie es zu viel waren, und nun nicht mehr sein können. Zur Jagd erfolgen hin

und wieder Einladungen; aber im April ist die Jagd geschlossen. —

Die drei Offiziere, Lieutenants, junge Männer, anmuthige Gestalten, kräftige Gesichter, saßen schon lange stumm und still. Der Postbote trat in die niedrige Wirthsstube. Er legte die neueste Zeitung aus der Residenz auf den Tisch, und entfernte sich, schweigend, wie er gekommen war. Auch die Offiziere blieben stumm und still. Zuletzt näherte sich Einer und langte nach der Zeitung, langsam, fast mechanisch; die beiden Anderen kümmerten sich nicht darum. Jener las in dem Boten der Tagesgeschichte; aber er fing von hinten an, bei den Bekanntmachungen und Ankündigungen. Nach wenigen Minuten schon war er zu Ende, also am Anfange. Er warf lässig das Blatt auf den Tisch zurück.

Nichts Neues! sagte er dann gähnend, und drehte wieder mit dem Finger an dem klirrenden Sporn.

Wie gewöhnlich! sagte sein Nachbar.

Der Dritte blieb unbeweglich.

Sie saßen noch lange still und stumm, bis die Cigarren aufgeraucht waren, und der Meerschaumkopf nicht mehr brannte. Es wurden neue Cigarren angezündet, und der Meerschaumkopf wurde wieder gestopft. Dabei standen sie auf und gingen einige Schritte in der Stube umher.

Langweilig! sagte der Eine.

Verdammt langweilig! erwiderte der Andere. Der Dritte sah langweilig auf seine Stiefeln.

Sie setzten sich wieder auf ihre Plätze stumm und still.

Die Sonne ging indessen unter. In ihren letzten Strahlen glänzten die am Himmel ziehenden Wolken, und thürmten sich, in oft wunderbarer Farbenpracht, zu phantastischen abenteuerlichen Gebilden. In der niedrigen Wirthsstube fing es an dunkel zu werden. Die Wolken des großen Meerschaumkopfes waren kaum mehr zu sehen. Die Langeweile nahm zu.

Ein Aufwärter, eine Art von Kellner, brachte zwei trübe brennende Talglichter herein und setzte sie auf den Tisch. Die Langeweile nahm nicht ab.

Da wurden draußen die Tritte von Pferden hörbar. Sie kamen die Straße herauf, dem Wirthshause näher. In die Gesichtszüge der drei Offiziere trat Leben.

Sollte der Rittmeister schon zurückkommen? rief der Eine, halb verwundert.

Unmöglich, erwiederte sein Nachbar; und wenn er ritte, wie der Teufel, in der ersten Stunde kann er nicht hier sein.

Aber es sind zwei Pferde, ein Offizierspferd und das des Burschen; ich höre es am Tritt.

Der Dritte sah sich nach den Sprechenden um. Es ist nicht der Rittmeister! sagte er bestimmt. Der Rappe des Rittmeisters hat einen leichtern Gang. Das Offizierspferd, das dort kommt, geht schwerfälliger.

Man stand auf, und trat an's Fenster. Zwei Reiter kamen langsam die Straße herauf geritten. Einer ritt voran, in einer Entfernung von wenigen Schritten folgte der Andere.

Bei Gott, ein Offizier mit seinem Burschen! sagte der eine der Lieutenants.

Der andere nickte ihm Beifall.

Wer mag das sein? Wohin mag der wollen? Keiner konnte es errathen.

Der vorderste Reiter hielt vor dem Hause. Ist hier ein Wirthshaus? rief er in die Hausthür hinein.

Der Wirth, der Aufwärter, der Hausknecht stürzten vor die Thür.

Zu Befehl! entgegnete jener unterwürfig.

Der Bursche des Offiziers war unterdeß herangeritten und vom Pferde gesprungen. Auch der Offizier stieg ab. Der Hausknecht wollte die Zügel seines Pferdes ergreifen. Der Offizier stieß ihn barsch zurück, daß er taumelte. Flegel, wie unterstehst Du Dich, mein Pferd anzurühren?

Der Bediente nahm die Zügel des Pferdes, und

gab dem Hausknecht, der sich aufrichtete, einen Nackenstoß.

Werden der gnädige Herr hier bleiben? fragte submiss der Wirth.

Der Offizier antwortete ihm nicht. Er klopfte Hals und Rücken seines Pferdes. Dann drehete er sich zu dem Wirthe um, und sagte kurz befehlend: Ein Zimmer!

Die drei Offiziere in der Stube sahen einander mit immer größerer Verwunderung an.

Kennt ihr ihn? Wer ist das? fragte der Eine.

Keiner kannte ihn.

Er trägt die Uniform unseres Regiments! bemerkte ein Anderer.

Das ist unerklärlich! sagte kopfschüttelnd der Dritte.

Das Pferd hat nichts Nobles, ein gewöhnliches Campagnethier!

Er soll wohl seine bessern Pferde maltraitiren! Sie kommen weit her. Das sah man den Thieren an.

Die Stubenthür ging auf.

Belieben Sie nur gefälligst, einstweilen hier hineinzuspaziren, sagte der Wirth. Ihr Zimmer oben wird sogleich fertig sein. Sie finden hier Herren Kameraden.

Der fremde Offizier trat ein. Eine hohe, schlanke, und doch kräftige Gestalt, ein fast zu fein geschnittenes Gesicht, wenigstens zu fein im Verhältniß zu dem Uebermuthe, der sich in dem Ganzen aussprach.

Er grüßte die Anwesenden verbindlich. Ah! Kameraden! sagte er. Ich gebe mir die Ehre, mich Ihnen vorzustellen. Prinz von Amberg! Ich bin zu Ihrem Regimente versetzt. Zu dieser Schwadron! Ich bitte um Ihre kameradliche Freundschaft!

Der Aeltere der anderen Offiziere erwiederte die Vorstellung: Von der Gruben; von Martini; mein Name Graf Engelhart. Wir freuen uns, einen braven Kameraden zu begrüßen.

Man reichte sich gegenseitig die Hände.

Darf ich fragen, sagte der Prinz Amberg, wo der Rittmeister ist, damit ich mich bei ihm melden kann. Der Dienst geht Allem vor.

Der Rittmeister macht einen Ausflug in die Nachbarschaft, zum Besuche eines Bekannten, antwortete ihm der Graf Engelhart. Wir erwarten ihn in einer Stunde zurück. Er wird hier absteigen. Ich bin der älteste Lieutenant in der Schwadron! setzte er lächelnd hinzu.

So melde ich mich einstweilen bei Ihnen, erwiederte der Prinz.

Man verbeugte sich dienstlich, aber mit leisem Lächeln.

Sie entschuldigen mich auf ein halbes Stündchen, sagte der Prinz Amberg. Ich fühle das Bedürfniß, Toilette zu machen, nach einem viertägigen anstrengenden Ritte; à revoir. — Er entfernte sich.

Die Zurückbleibenden sahen ihm sinnend nach. Aber sie gingen doch etwas aufgeregter als vorher in der Stube auf und ab.

Was mag den hieher führen? sagte der Herr von der Gruben nachdenklich.

Sein Schicksal! entgegnete mit ironischem Pathos der Herr von Martini.

Aber jener fuhr plötzlich aus seinem Nachdenken auf. Teufel, sein Patent ist älter als meines! Ein Einschub! Ich habe doch immer Unglück.

Der Graf Engelhart sah ihn mit einem mitleidigen Achselzucken an. Lieber Junge, der wird Deinem Avancement nicht im Wege stehen. Habe Du keine Sorge. Der Prinz aus einem der ersten Häuser wird die Carriere des Herrn Lieutenants von Martini nicht verderben.

Mein Adel ist so alt wie der seinige, fuhr der Herr von der Gruben auf.

Laß das gut sein. — Aber in Wahrheit, Kameraden, ich bin neugierig. Was führt den Prinzen

von Amberg in diese Garnison? Ihn, die Zierde der Residenz, die Spitze des Crême des Offizierkorps, den Unentbehrlichen des Hofzirkels, den Liebling der höchsten Damen, selbst gelitten von dem regierenden Herrn!

Eine Laune — ?

Um einer Laune willen giebt man alle Freuden der Residenz, alle Genüsse eines großen Lebens, alle Vorzüge des Hofes nicht auf, um sich in ein Landstädtchen zu vergraben, das Schaf- und Schweineheerden anstatt Assembleen, Hohlwege anstatt Straßen, Mistpfützen anstatt öffentlicher Plätze, Scheunen anstatt Hôtels, einen dunstigen Bauerntanzboden anstatt der parfümirten Bälle und Soiréen, eine Pfefferkuchenkirmeß anstatt Corsos hat. Die Sache hat einen anderen Boden.

Mir fällt etwas ein, unterbrach ihn der Herr von Martini. Erinnert Ihr Euch der Nachricht, die vor Kurzem in der Zeitung stand! Mehrere junge Herren aus hoher Familie sollten sich an einem öffentlichen Orte einige Erzesse erlaubt haben, die selbst zu höchsten Ohren gekommen wären und eben keinen angenehmen Eindruck gemacht hätten. Die Sache war nur leise angedeutet. Sollte nicht der Prinz dabei betheiligt gewesen sein?

Pah! Du faselst, sagte der Graf Engelhart.

Der Prinz sei hieher verbannt, meinst Du also? Um einer solchen Lappalie willen? Wenn ich nicht irre, war es in einem öffentlichen Garten gewesen. Die ehrsamen Frauen und tugendreichen Töchter einiger Bürgersleute hatten ein Aergerniß genommen. Darum sollte ein Offizier, ein Mann von Familie verbannt werden?!

Und warum nicht? Der regierende Herr mag einen schwachen Augenblick gehabt haben.

Der alte Herr soll ohnehin anfangen, zuweilen etwas grämlich zu werden, setzte nicht ohne Besorgniß im Tone, der Herr von der Gruben hinzu.

Das mag Alles sein. Aber bis ich Beweise habe, glaube ich an einen solchen Affront des Offizierkorps und des Adels überhaupt nicht, — indeß wozu uns die Köpfe zerbrechen? Wir werden die Sache schon erfahren. Bestellen wir Wein, den neuen Kameraden zu begrüßen. Er bringt doch eine Veränderung in unser armseliges Leben. Du Martini, braue eine Bowle, Du verstehst es. Dann sorgst Du auch für bessere Beleuchtung.

Die Ingredienzien zu einer Bowle Champagner-Cardinal wurden bestellt, herbeigeschafft und musterhaft gemischt. Auch für bessere Beleuchtung wurde gesorgt.

Bald nachher trat der neue Kamerad wieder ein; in voller Uniform, weil er sich bei dem zurückerwarteten Rittmeister dienstlich melden mußte.

Der Graf Engelhart schenkte die Gläser voll. Dem Prinzen wurde eins gereicht. Sein Sie uns gegrüßt! Zu Ihrem Willkomm! Auf gute Kameradschaft, Prinz!

Sie stießen an.

Nicht Prinz! sagte der Ankömmling. Kamerad! Ein treuer Kamerad, der um Ihre Freundschaft bittet!

Man leerte die Gläser und schüttelte einander die Hände.

Ihre Bowle ist gut. Ich sehe, Sie wissen auch hier zu leben!

Man muß sich einrichten, wie man kann.

Die Gläser wurden wieder gefüllt, und wieder geleert, und wieder gefüllt.

Sie werden begierig sein, zu erfahren, was mich in Ihre Mitte führt, nahm der Prinz Amberg das Wort. Ich darf nicht sagen, was mir das Glück verschafft, in diese Garnison versetzt zu sein. Sie müssen schon meine Aufrichtigkeit entschuldigen. Ich müßte unwahr sein, wenn ich hier von Glück sprechen wollte.

Einverstanden! unterbrach ihn der Graf Engelhart.

Der Prinz fuhr fort: Ich bin hierher verwiesen, verbannt, exilirt, wie Sie es nennen wollen.

Mir ahnte es.

Und zwar um einer Bagatelle willen!

Der Herr von Martini sah triumphirend den Grafen an.

Um einer wahren Bagatelle willen. Sie werden von der Geschichte vielleicht gehört haben. Es lohnt kaum der Mühe, davon zu reden. Das Jämmerliche, oder wollen Sie, das Lächerliche dabei ist nur diese schaale Pruderie, die jetzt bei Hofe anfängt Mode zu werden. Diese immense, bodenlose Heuchelei! — Ach, ich freue mich in der That, eine Zeitlang der Misere zu entgehen, und so will ich mir denn doch Glück wünschen, in Ihrer Mitte zu sein. Lassen Sie uns anstoßen!

Sie stießen an, leerten die Gläser und füllten sie wieder.

Also wäre doch meine Vermuthung richtig, bemerkte der Herr von Martini, daß jene Scene in dem öffentlichen Garten die Veranlassung Ihres Exils ist.

Der Prinz sah ihn verwundert an. Von der die Zeitungen sprachen? fragte er. Ah bah! darüber ist nur gelacht worden. Was wollen Sie auch? Wenn junge Männer von Familie, Offiziere, nicht

einmal mehr das Recht haben sollten, an öffentlichen Orten den hübschen Bürgermädchen ein paar Worte zu sagen, die man Unanständigkeit zu nennen pflegt, allenfalls mit einigen Pantomimen begleitet, wozu wäre dann noch überhaupt ein Unterschied der Stände? Gottlob, über die Kinderei wurde nur gelacht; selbst die alten frommen Damen am Hofe kicherten in ihre Gebetbücher hinein, als wir ihnen die wilde Flucht, die Ravage schilderten, die unser Spaß unter den Damen der Bourgeoisie verursacht hatte. Der alte Herr schwieg dazu.

Ich war überzeugt davon, erklärte der Graf Engelhart, jetzt seiner Seits einen Blick der Ueberlegenheit auf den Herrn von Martini richtend.

Dieser wollte sich noch nicht sofort als geschlagen bekennen. Wir hörten von einem zweiten Vorfalle, sagte er zu dem Prinzen, und ich erinnere mich, daß gerade Ihr Name damit in Verbindung gebracht wurde. Der neuliche Maskenball —

Der Prinz unterbrach ihn mit einem lauten Lachen. Ach ja, der Witz war allerliebst. Haben Sie davon gehört? Nicht wahr, wir hatten unsere Sache süperbe gemacht? Der Graf Conti und ich. Während wir der Theater-Prinzeß auf ihrem Divan den Hof machten, nestelten wir mit feinen Nadeln ihre Roben und Röcke so, daß, als der gutmüthige,

alberne Präsident sie zum Tanze führte, die galante Dame allerdings etwas sehr hoch aufgeschürzt zu den Reihen der Tänzerinnen schwebte, und wahrscheinlich lange Zeit behaglich in ihrer Mitte gestanden haben würde, wenn nicht diese edle Eskorte von Damen die schleunigste Flucht ergriffen hätte. Auf Ehre, es war eine köstliche Scene, nicht zu bezahlen.

Die Erinnerung versetzte ihn in ein anhaltendes Lachen.

Nach einer Pause fuhr er fort: Indeß hätte dieser Spaß uns theuer zu stehen kommen können. Der regierende Herr wurde im ersten Augenblick sehr unwirsch. In seiner unmittelbaren Nähe, unter der Elite des Hofes! Eine gefeierte Künstlerin! Doch fanden vernünftige Vorstellungen Eingang. Die Dame gehörte nun einmal dem Theater an, und zum Glück war von den Prinzessinnen Niemand zugegen gewesen. Die Sache wurde niedergeschlagen. Man durfte nur bei Hofe nicht mehr davon sprechen. Mein Unglück ist ein anderes.

Sie machen uns in der That begierig! sagte der Graf Engelhart, indem er den Erzähler einlud, sein Glas zu leeren.

Dieser fuhr fort: Es ist in wenigen Worten mitzutheilen. Die Oberhofmeisterin und die alte Frau von Vierthaler saßen in der Kirche, unmittel-

bar hinter den Herrschaften und trieben chronique scandaleuse, während sie sich den Anschein gaben, als wenn sie vertieft in ihren Gebetbüchern wären. Ich stand hinter ihnen, und sah, daß die Oberhofmeisterin im Eifer das Buch verkehrt vor sich hielt. Ich beugte mich daher zu ihr hinüber und sagte ihr: Meine Gnädige, Sie lesen ja verkehrt! Ich mußte etwas zu laut gesprochen haben, denn die Erbprinzessin sah sich nach uns um. Und wie der Gottesdienst zu Ende war, da hätten sie das Gewitter hören sollen. Die Alte, um sich bei der Prinzeß zu rechtfertigen, fiel unbarmherzig über mich her, warf mir vor, ich sei ein naseweiser Mensch, der ihr immer was anhängen wolle, und nachdem sie sich so selbst in den Eifer hineingeredt hatte, verlangte sie von dem regierenden Herrn geradezu Genugthuung. Nun, die wurde ihr. Die frommen Herren in der Nähe des Alten sprachen von Sacrilegium, Entweihung des Gottesdienstes und der Kirche, und — ich habe die Ehre, ihr Regimentskamerad zu sein.

Die Zuhörer des Prinzen waren erstaunt. Und das war Alles? Unmöglich!

Das war Alles! Noch desselbigen Tages wurde meine Versetzung ausgefertigt, und der Hof mir verboten. Ich ließ sofort den Militairschneider zu mir kommen, mir die Uniform Ihres, jetzt unseres Re-

giments, anfertigen, verabschiedete mich beim Kommandirenden, und machte zu Pferde, blos von meinem Bedienten begleitet, die Reise hierher. Darum kann auch von meinem Eintreten noch keine Meldung bei der Schwadron angekommen sein.

Sie schildern uns traurige Zustände, hob nach einer Pause der Herr von der Gruben an. So weit wäre es mit uns gekommen? Den Gebetbüchern und den Betschwestern wird man geopfert! Meine Nachrichten und meine Ahnungen haben mich also nicht betrogen. Ich sage Euch, Freunde, der Verfall der Armee ist vor der Thür, wenn diesem Unwesen des Betens nicht bald gesteuert wird. Es greift schon fürchterlich um sich. Gottlob, unser Regiment ist noch befreit geblieben.

Herr Bruder, lamentire nur nicht, sagte der Graf Engelhart in spöttischem Tone. Es ist eine üble Angewohnheit von Dir, beim dritten Glase weinerlich zu werden.

Auf der Straße kam rasch ein Wagen herangefahren. Er hielt vor dem Wirthshause. Das Wetter war unterdeß stürmisch geworden. Es fiel Regen mit Schnee vermischt. Die Launen des April machten sich geltend.

In die Wirthsstube trat ein Fremder. Ein kleiner, untersetzter Mann in mittleren Jahren, dicht

in den Reisemantel gehüllt gegen die kalte Abendluft. Den Mantel ablegend, ging er in der Stube auf und ab, manchmal einen Blick auf die Gruppe der Offiziere werfend. Diese nahmen keine Notiz von ihm.

Der Herr von der Gruben war in Eifer gerathen. Das Beten ist der Fluch der Armeen, rief er. Das Kriegshandwerk ist ein rauhes, es verträgt sich nimmer mit dem leisen, gleißenden und säuselnden Wesen des Betbruders. In der Seele sind mir solche Menschen zuwider, die aus der Kirche auf die Parade kommen und von der Parade nicht schnell genug wieder fortkommen können, um zu Hause Bibel, Gebetbuch und Gesangbuch zur Hand zu nehmen und dabei ein Glas Wasser zu trinken und dem lieben Gott zu danken für den hohen Genuß, den er ihnen da verschaffe. Hol' sie der Teufel!

So gefällst du mir! lobte ihn spöttelnd der Graf Engelhart.

Gruben hat Recht, sagte der Herr von Martini, Zuckerwasser, Thee und Beten schwächt den Menschen ab. Dem Soldaten muß es zuwider sein.

Dafür leben Wein, Weiber und Gesang, fiel der Prinz Amberg ein, den das Gespräch langweilte.

In dem Augenblicke öffnete sich die Thür. Der

Reisende, der vor wenigen Augenblicken angekommen war, ging hinaus. Er hatte sich ein besonderes Zimmer anweisen lassen. Unmittelbar darauf traten zwei andere Personen in die Stube.

Sie sind ein Zauberer, lieber Kamerad, sagte der Graf Engelhart zu dem Prinzen, indem er auf die Eintretenden zeigte.

Der erste von diesen war ein junger Mann von etwa neunzehn bis zwanzig Jahren. Er war hoch aufgeschossen, mager, schmalschulterig; er ging etwas nach vorn gebeugt, als wenn er eine eingedrückte Brust habe. Auch sein blasses Gesicht verrieth einen mehr kränklichen als starken Menschen. Sein Blick war nicht geradezu ängstlich; aber er drückte nichts weniger als das Selbstvertrauen aus, das man in dem Auge eines jungen Mannes von achtzehn bis zwanzig Jahren so gern sieht. Er war mit einem Oberrocke bekleidet, der für die Jahreszeit fast zu leicht war, gegen das Unwetter des Abends jedenfalls keinen zureichenden Schutz gewährt haben mochte. Den Hals trug er, trotz dieses Unwetters, entblößt. Ueber seine Schultern war ein gewöhnlicher Studentenränzel geschnallt. In der linken Hand trug er eine Harfe; daneben hatte ein Finger noch seine Mütze gefaßt, die er beim Eintreten in die Thür vom Kopf nahm

Mit der rechten Hand zog er etwas ungeschickt, wie es schien, ein Mädchen halb hinter sich her in die Stube hinein. Es war eine kleine, dem Anscheine nach sehr zarte Gestalt. Doch konnte man diese nicht genau erkennen. Sie trug über einem kattunenen Kleide einen die Umrisse ihres Körpers etwas verhüllenden Oberrock, etwa in der Form einer Kaszawaika. Außerdem waren Schultern und Brust mit einem Umschlagetuche umschlungen, das hinten auf dem Rücken zusammengebunden war. Den Hals hatte sie überdies sorgfältig mit einem umgebundenen schwarzseidenen Halstuche geschützt. Ihr Haar war verdeckt durch einen großen, nicht sehr modischen Hut, gleichfalls von kattunenem Zeuge. Auch ihre Gesichtszüge wurden anfangs von diesem verborgen. Als sie aber mehr ins Licht trat, gewahrte man ein regelmäßiges, sehr feines, dabei frisches Gesicht, dem besonders ein paar keck aufgeworfene Korallenlippen und ein sprühendes, fast herausforderndes, schwarzes Auge einen um so eigenthümlicheren Reiz verliehen, als die Gestalt des kleinen Geschöpfes und das Ganze der Gesichtszüge im Ungewissen darüber ließ, ob man ein Kind von dreizehn bis vierzehn, oder eine Jungfrau von funfzehn oder sechszehn Jahren vor sich habe. Der Zweifel hierüber verschwand auch nicht, als sie, nachdem

sie ein Körbchen, das sie am Arm trug, weggelegt hatte, das umhüllende Tuch von Brust und Schultern entfernte, und auch, der behaglichen Stubenwärme gegenüber, des Oberrocks sich entledigte. Allerdings traten jetzt Umrisse hervor, Rundungen der Brust und der Hüften, zart und liebreizend, wie man nur je bei der so eben entwickelten Jungfrau sie sehen kann; warf man aber den Blick auf das Ganze dieser außerordentlich kleinen nnd feinen Gestalt, prüfte man die noch unverkennbar dem Kindesalter angehörenden unentwickelten Gesichtszüge, dem nur das lebendige Auge vorangeschritten zu sein schien, so gab man sich wieder unwillkürlich der Meinung hin, daß man ein Kind vor sich habe, dessen Busen von den Gefühlen und Ahnungen der Jungfrau noch nicht könne bewegt worden sein. Auf alle Fälle hatte man aber eine Erscheinung vor sich, so lieblich und anmuthig, wie das Alter dieser zweifelhaften Entwicklung sie wol selten darbieten mag. Diese Anmuth konnte nur gehoben werden, als das Mädchen den häßlichen großen Hut abgenommen hatte, und nun eine Fülle von Locken des schönsten kastanienbraunen Haares zum Vorschein kam, das sie rasch von der schneeweißen Stirn strich und das dann malerisch auf Schultern und Nacken hinabfloß.

Die Beiden hatten sich gleich nach ihrem Eintritte in einen Winkel der Stube zurückgezogen, in entgegengesetzter Richtung von der Gesellschaft der Offiziere, der junge Mann, indem er scheue Blicke auf diese richtete, das Mädchen, dem Anschein nach ohne auf sie zu achten. Sie legten ihre Sachen auf die umherstehenden Stühle, während sie leise mit einander sprachen. Der Gegenstand ihres Gesprächs war kaum zu verkennen, obwohl man kein Wort hören konnte. Indem der junge Mann das von dem Schnee und Regen durchnäßte Haar sich aus dem Gesicht strich, das Mädchen aber das Gesicht mit einem weißen Taschentuche abtrocknete, wechselten sie offenbar Worte der zärtlichsten Theilnahme und Besorgniß. Dies wurde ganz klar, als das Mädchen ihren Hals von dem schwarzen Halstuche entblößte und dieses dem jungen Manne darreichte; er wollte es nicht annehmen, sie wollte es ihm aufdringen. Sie geriethen dabei so in Eifer, daß sie, ohne es zu wissen, lauter sprachen.

Du hast Dich ohnehin schon erkältet in Deinem leichten Rocke, sagte das Mädchen. Und am Ende, das Tuch ist doch Deins. Ich hätte es gar nicht von Dir annehmen sollen.

Aber Du bist heiser, erwiederte er, und so sehr warm ist es hier nicht. Du wirst schwitzen, wenn

Dir wärmer wird, und wenn die Thür aufgeht, kann es Zugwind geben.

Aber Bernhard, ich bitte Dich; denke an Dich und an die arme Schwester! Sie sprach diese Worte in einem so rührenden bittenden Tone, daß er nicht mehr widerstehen zu können schien; er nahm das Tuch und schlang es um seinen Hals. Er mochte das nicht recht geschickt anfangen, denn sie sprang rasch auf, drückte ihn nieder, daß er sich auf einen Stuhl setzen mußte, legte und knotete ihm mit geschickter Hand und zärtlich sorgfältiger Hast das Tuch um den Hals.

Das Gespräch der Offiziere hatte seit dem Eintritt des Paares gestockt. Besonders der Prinz war durch die Erscheinung des Mädchens gefesselt. Er folgte jeder ihrer Bewegungen; freilich seine neuen Kameraden fast nicht minder.

Gleich hinter den Beiden war der Wirth in die Stube gekommen. Er ging zu den Offizieren. Ich bitte um Entschuldigung, meine gnädigen Herren, sagte er, daß ich die Fremden hier habe eintreten lassen. Ich hatte in dem Augenblicke keine andere Stube für sie. Es wird aber eine in Bereitschaft gesetzt und ich werde sie sogleich hineinschicken.

Der Graf Engelhart gab ihm mit einem Kopf-

nicken zu verstehen, daß man mit dieser Erklärung zufrieden sei.

Der Prinz Amberg aber erwiederte dem Wirth: Lassen Sie die Leute hier. Sie scheinen Musik zu machen, und die Kleine ist nicht übel.

Wie Sie befehlen.

Nicht wahr, meine Herren, wandte sich der Prinz lächelnd an seine Kameraden, wir werden uns ja nicht geniren!

Man stimmte ihm lachend bei.

Warum hätten Sie sonst gezaubert? sagte der Graf Engelhart. Zauberei ohne Genuß ist Mittel ohne Zweck. Sie haben Recht, die Kleine ist nicht übel, und die Musik nehmen wir in den Kauf.

Der junge Mensch ging nach einem kurzen leisen Gespräche mit dem Mädchen auf den Wirth zu. Dürfen wir um Thee bitten und etwas Butterbrot? sagte er mit schüchterner Stimme.

Wie viel Thee? fragte der Wirth, vornehm gedehnt.

Der junge Mann war auf die Frage nicht vorbereitet, er schien nach einer Antwort zu suchen.

Ich frage, ob Sie eine oder zwei Portionen wünschen oder eine halbe?

Der Herr von Martini lachte über den letzten Theil der Frage.

Der junge Mann wurde förmlich verlegen; er wandte sich mit fragendem Auge zu dem Mädchen.

Dem Mädchen war die Impertinenz in der Frage des Wirths und das Lachen des Offiziers nicht entgangen. Ihr Auge blitzte, aber es war der Zorn eines beleidigten Kindes. In entsprechendem Tone rief sie dem Bruder entschieden zu: Eine Portion Thee und zwei Butterbrode.

Ich werde bestellen! sagte der Wirth.

Der junge Mann kehrte zu dem Mädchen zurück. Der Wirth verließ die Stube.

Die Kleine ist nicht blöde, bemerkte der Prinz.

Der Herr von Martini stand auf. Man muß ihr auf den Zahn fühlen, sagte er. Er ging zu den Fremden.

Spielen Sie das Instrument? wandte er sich an das Mädchen.

Wir Beide! antwortete sie ihm in nachlässigem Tone, indem sie ihr Tuch in Falten legte.

Würden Sie uns wohl etwas vorspielen? fuhr er fort.

Ich bin zu müde, war die kurze, schon etwas schnippische Antwort.

Ein Glas Wein würde Sie stärken.

Ich danke Ihnen. — Das Tuch war gefalten;

sie legte es auf den Deckel ihres Körbchens, dem Offizier den Rücken zuwendend.

Würde auch Geld Sie nicht ermuntern? fragte dieser, halb boshaft, und halb verlegen, denn seine Kameraden räusperten sich schon spöttisch.

Das kleine Mädchen drehte sich rasch zu ihm um. Wir sind keine herumziehenden Harfenisten, die für Geld spielen, sagte sie, sah ihn eine Sekunde scharf an und machte sich dann wieder mit ihrem Korbe zu schaffen.

Der Herr von Martini stand zweifelhaft.

Versprengt! rief ihm lachend der Prinz Amberg zu. Es muß Succurs kommen.

Er trat heran, ein volles Glas in der Hand. Er setzte sich zu dem Mädchen. Liebe Kleine, sagte er in freundlichem, gewinnenden Tone, Du bist ermüdet und erkältet. Ein Glas Wein wird Dir wohl thun. Nimm es aus meiner Hand.

Sie sah verwundert zu ihm auf. Es blieb zweifelhaft, ob sie sich verletzt dadurch fühlte, daß er sie Du nannte, oder ob sein freundlicher Ton ihr wohlthat. Sie erwiederte ihm indeß kalt: Ich danke Ihnen, mein Herr, ich trinke keinen Wein.

Es ist Kardinal, bemerkte der Herr von Martini in spöttelndem Tone.

Ich trinke auch Ihren Kardinal nicht.

Höre, mein Kind, sagte der Prinz, ich biete Dir das Glas lediglich aus wohlwollender Absicht, um Deinetwillen. Ich habe keine eigennützigen Absichten. Wie sollte ich auch? Nimm es und trinke, langsam, so viel oder wenig wie Dir gefällt.

Sie sah ihn zögernd an. Ihr Blick glitt über das Glas hinweg nach ihrem Bruder, der, etwas verlegen, seitab von ihr saß, ohne sich bisher in das Gespräch zu mischen.

Der Prinz schien ihre Gedanken zu errathen. Jedenfalls verstand er seinen Vortheil. Martini, sagte er zu dem Offizier, besorgen Sie auch dem jungen Manne ein Glas. Er wird nicht weniger der Stärkung bedürfen.

Das entschied in der That. Das Mädchen nahm nun das Glas aus der Hand des Prinzen und nippte. Der Lieutenant von Martini brachte dem Begleiter des Mädchens ein Glas. Dieser trank gleichfalls.

Der Prinz blieb bei dem Mädchen sitzen. Ihr macht wohl eine große Reise? fragte er sie.

Wir haben heute über drei Meilen zurückgelegt.

Zu Fuße? fragte er im Tone des Erstaunens.

Allerdings! Gestern machten wir vier Meilen! — Es schien sie zu freuen, daß der Prinz sich über ihre Kräfte verwunderte.

Und doch noch so munter! rief dieser aus. Du bist ein prächtiges Mädchen. Wie weit her kommt Ihr denn?

Wir reisen schon seit sechs Tagen. Täglich haben wir drei bis vier Meilen zurückgelegt. Sieben Meilen haben wir noch; dann sind wir zu Hause.

Du und Dein Begleiter?

Mein Bruder.

Wäre Dein Bruder auch zu müde, um uns etwas vorzuspielen?

Ach, lieber Herr, bitten Sie ihn nicht darum. Er würde es Ihnen nicht abschlagen, denn er kann Niemandem eine Bitte versagen. Aber er ist sehr müde und immer kränklich.

Gut, gut, meine zärtliche Schwester. Aber warum macht Ihr denn, Du und Dein kränklicher Bruder, so angreifende Fußreisen und schleppt Euch mit dem schweren Instrumente da herum?

Du lieber Gott, wie sollten wir anders reisen? Equipage haben wir nicht. Und auch die Post ist zu theuer für uns. Das Fußreisen ist auch gar nicht unangenehm. Man sieht Alles besser und man trifft oft auch Menschen, mit denen man über die Gegend und über allerlei sich unterhalten kann.

Und das Instrument?

Ach ja, es ist wohl schwer. Aber wir konnten es doch nicht zurücklassen. Es ist ein Erbstück unsres Vaters. Mein Vater war Musikus. Er vermachte es mir, als er starb. Es war beinahe Alles, was er noch besaß. Er hatte uns Kindern sämmtlich Unterricht darauf gegeben. Ich war noch sehr klein. Wie oft hat er mir die kleinen Finger darauf zurecht gelegt.

Es waren ihr unwillkürlich ein paar Thränen in die dunkeln Augen getreten. Sie nahm ihr Taschentuch und trocknete sie ab. Nach einer Pause fuhr sie fort: Nicht wahr, wir konnten es nicht zurücklassen? Es kommt uns auch zu Gute unterwegs. Wenn wir nicht gar zu müde sind, spielen wir manchmal darauf und erheitern so einander. Dann müssen Sie auch nicht glauben, daß mein Bruder allein es tragen muß. Ich löse ihn oft ab.

Mädchen, Du interessirst mich! Du bist eine herrliche Seele! rief der Prinz Amberg, anscheinend mit einem so wahren und innigen Gefühle, daß die kleine Fremde sichtlich ergriffen wurde. Sie sah mit einem heiteren zufriedenen Blick in das Auge des schönen Mannes.

Laß uns anstoßen! fuhr der Prinz fort, sein Glas herbeiholend. Euren Thee bestellen wir ab. Ihr seid heute Abend meine Gäste, Du und Dein

Bruder. Und morgen für die sieben Meilen wird ja wohl, wenn auch keine Siebenmeilenstiefel, so doch ein bequemer Wagen zu bekommen sein.

Er stieß mit ihr an. Dein Name? fragte er.

Anna!

Und wie alt, liebe Anna?

Ich bin vor einigen Tagen funfzehn Jahre alt geworden.

Funfzehn Jahre! Ei meine holde Anna, da bist Du mir wohl etwas böse geworden, daß ich ohne Weiteres als ein Kind Dich behandelt habe —?

Sie erröthete, ohne zu antworten. Eine kleine Weile sah sie vor sich hin, als wenn sie über etwas nachdächte. Dann warf sie einen Blick auf ihren Bruder, als wenn sie ihn fragen wolle. Aber er bemerkte sie nicht. Dann sah sie plötzlich zutraulich den Prinzen an. Sie wünschten vorhin, daß ich spielen solle. Darf ich jetzt? Aber mit Singen müssen Sie mich verschonen. Ich bin in der That heiser, und mein Bruder würde sich zu sehr um mich ängstigen.

Du entzückst mich, meine kleine Freundin, sagte der Prinz. In der That leuchtete in seinem Auge eine stille, aber unheimliche Freude.

Und was wünschen Sie? Etwas Lustiges oder Trauriges?

Was Dir gefällt.

Ich werde einen Marsch spielen. Mein Vater hat ihn komponirt.

Sie griff in die Saiten des Instruments mit feiner, kunstgeübter Hand, zugleich mit einer Kraft, die man den zarten Fingern des Kindes nicht zugetraut hätte. Es war ein feuriger, aufmunternder, zuletzt stürmender Kriegsmarsch, den sie spielte. Der Prinz schien mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit zuzuhören.

Der Herr von der Gruben ließ sich unterdeß mit dem Bruder der Harfenspielerin in ein Gespräch ein.

Ihre kleine Schwester verräth viele Fertigkeit, sagte er im Tone eines Kenners und Beschützers der Künste. Vortreffliche Anlage! Ziemliche Schule! Sie müssen sie mehr ausbilden lassen.

Dem jungen Manne hatten einige Gläser Wein, die der Herr von Martini ihm aufgenöthigt hatte, etwas Muth gegeben. Gewiß, erwiederte er, hat meine Schwester schöne Anlagen. Schon unser zu früh verstorbener Vater bemerkte sie. Er bildete selbst an ihr, und ich habe nachgeholfen. Aber was konnten wir mehr? Wir sind arm.

Sie sollten Ihre Schwester in die Residenz bringen.

Wir sind arm, mein Herr!

In der Residenz giebt es viele hohe Gönner der Musik.

Es fehlt uns an aller Bekanntschaft. Wir haben Keinen, den wir dort kennen. Zudem würden wir uns schwer von unserer Schwester wieder trennen können.

Sie waren also getrennt von einander?

Seit zwei Jahren.

Und wohin gehen Sie jetzt mit ihr?

Zur Mutter und zu meiner andern Schwester. Wir werden nun Alle wieder beisammenleben, wir freuen uns sehr darauf.

Erzählen Sie, sagte der Herr von der Gruben. Sie haben Recht; das Familienleben bleibt stets die Würze des Lebens. Alles Andere ist leer und schaal dagegen. Uns rauhen Kriegern wird es leider nicht zu Theil. Früh, mit den Kinderjahren schon, werden wir herausgerissen, um nie wieder hineinzukommen. Vom Kadettenhause bis zum grünen Rasenplatze auf dem Schlachtfelde giebt es für uns nur eine äußere Schale des Lebens. Erzählen Sie von Ihrem glücklichen Zusammenleben. Es interessirt mich.

Glücklich ist unser Leben gerade nicht; entgegnete der junge Mann. Es ist im Gegentheile nur zu elend und traurig. Wohl waren wir einst glücklich,

aber widrige Schicksale zerrissen unser Glück nur zu bald.

Erzählen Sie, erzählen Sie.

Meine Erzählung wird kurz sein. Wir sind unsrer drei Geschwister. Meine ältere Schwester wurde früh an einen braven, wohlhabenden Mann verheirathet. Ihr Glück machte unser Glück. Da kam ein furchtbares Schicksal über sie —

Er schwieg.

Und? sagte aufmunternd der Herr von der Gruben.

Der junge Mann öffnete die Lippen, um fortzufahren.

Bernhard! rief plötzlich warnend die Stimme der Schwester. Sie hatte kurz vorher mit ihrem Spiele aufgehört. Ihr erster Blick fiel, unter den Schmeicheleien des Prinzen, auf den Bruder. Ihr feines Ohr schien seine Worte gehört zu haben. Oder ahnte sie, was er gesprochen hatte, was er sagen wollte?

Der Bruder erschrak. Er verschloß die kaum geöffneten Lippen.

Der Herr von der Gruben wurde jetzt in Wahrheit neugierig, wenngleich er bisher mit der Neugierde wohl nur mehr gespielt hatte. Sie wollten weiter erzählen! sagte er.

Auch der Herr Martini war durch den Ruf des

Mädchens aufmerksam geworden. Er nahte sich dem jungen Manne.

Dieser hatte sich rasch gesammelt und fuhr fort: Mein Schwager ist verloren für meine unglückliche Schwester. Sie hat keinen Gatten mehr. Erlassen Sie mir das Nähere. Es würde mich, es würde die Kleine angreifen. Meinen Vater stürzte das Elend, der Jammer der Tochter ins Grab. Uns Uebrige verband es desto fester. Meine alte kränkliche Mutter, meine arme Schwester mit ihrem Kinde und ich leben seitdem unzertrennlich beisammen. Wir ernähren uns durch unsrer Hände Arbeit. Meine Schwester stickt; ich zeichne Muster für Stickerinnen und Fabriken. Leider ist meine Schwester seit einiger Zeit ebenfalls kränklich geworden. Darum habe ich jetzt die jüngste Schwester abgeholt, die bisher von einer entfernten Anverwandten aufgenommen war. Sie wird nun unsre kleine Wirthschaft führen und die alte Mutter verpflegen, die das Bett kaum mehr verlassen kann.

Viel Elend, viel Stoff zum Wehklagen; nicht wahr, lieber Gruben? sagte der Herr von Martini, strich den Schnurrbart, ergriff sein Glas und stieß mit dem Herrn von der Gruben und dem Fremden an.

Der Graf Engelhart war unbeweglich hinter der

Bowle sitzen geblieben, aus seinem großen Meerschaumkopfe rauchend.

Die kleine Harfenspielerin saß still vor sich hin. Sie hatte die Worte ihres Bruders mit angehört. Der Prinz Amberg suchte vergebens sie aufzumuntern. Er bat sie zuletzt um Fortsetzung des Spiels. Ein munteres, meine liebe Kleine! Es wird Dich zerstreuen. Etwas vom Wiedersehen, Du wirst Deine frohe Laune wieder bekommen. Du scheinst mir ja ein Mädchen von starkem, muthigen Herzen zu sein.

Wußte er schon, wie er sie zu fassen hatte? Sie griff wieder in die Saiten. Die Töne erklangen lieblich und freundlich, dann lustig, hüpfend, springend, dann wieder ruhiger, dann auf einmal jauchzend, jagend, stürmend. Man hörte es ihnen deutlich an, es waren keine Töne, die jemals waren in Noten gesetzt worden; sie kamen aus der Brust, aus dem Herzen des Mädchens. Es waren freundliche, fröhliche Bilder aus ihrem Leben, die sie hier in den Tönen wiedergab, welche sie kunstvoll und doch so lebendig aus den Saiten der Harfe heraufbeschwor. Hier freute sie sich innig in dem traulichen Familienkreise; dort tanzte sie mit fröhlichen Gespielinnen auf der Wiese umher, jagte nach bunten Blumen, haschte nach bunteren Schmetterlingen. Nun lauschte sie wieder der Erzählung der Mutter

von wunderbaren Feen, Prinzessinnen, Rittern und Königen; und nun wieder neckte sie sich wild umher mit den krausköpfigen Buben im Garten. Das Leben des Kindes ist ja so unendlich einfach und doch so unermeßlich reich.

Auf einmal klangen die Töne langsamer, sie wurden still klagend; sie verschwanden fast, man ahnte sie nur noch mehr, als man sie hörte. Dann wirbelten sie plötzlich auf, wie der Sturmwind, brausend, gewaltsam mit sich fortreißend. Man hätte meinen sollen, die Saiten müßten zerspringen, die Finger des Kindes müßten erstarren. Aber die Saiten tönten immer mächtiger, die Finger griffen immer kühner, sie stürmten durch die Saiten. Ein furchtbar schrillender Schrei. War es ein Mißton? War es das Zerspringen einer Saite? War es die Zerstörung des ganzen Instruments? —

Sie hörte auf. Sie lehnte die Harfe an ihre Schulter, und ihr Gesicht an die Harfe. Ihre Hände ruhten ermattet in ihrem Schooß. Ihr Gesicht war hoch geröthet. Das Auge erglänzte von einem dunklen Feuer. Der jugendliche Busen wogte heftig auf und nieder. Das Herz klopfte hörbar.

Der Prinz saß dicht neben ihr. Auch sein Auge sprühte Feuer, aber es war auf den keuschen Busen des Mädchens gerichtet.

Der Bruder des Mädchens war aufgestanden. Er trat zu ihr. Er sah sie besorgt an. Es hat Dich angegriffen, Anna, sagte er mit freundlichem Vorwurfe; ich hatte Dich so viel gebeten. —

O laß mich, bat sie, ich war so glücklich. Laß mich, guter Bernhard.

Sie winkte ihn fort. Er begab sich auf seinen Platz zurück.

Dann sah sie nach dem Prinzen. Sie erschrak vor der Glut in seinen Augen. Sie wußte ihr Erschrecken nicht zu deuten, aber auch nicht diese Glut. Sie wurde verwirrt.

Ich hatte Ihnen etwas Lustiges versprochen, sagte sie.

Das hattest Du, erwiederte er wie träumend.

Verzeihen Sie. So manche Erinnerung riß mich fort.

Sie spielte einen lustigen tollen Schwank.

Der Prinz winkte dem Herrn von Martini; sein Auge zeigte auf den Bruder des Mädchens, dann auf die Bowle, dann auf das Mädchen. Der Herr von Martini verstand ihn. Er nahm den Arm des Fremden und führte ihn an den Tisch.

Auf das Wohl Ihrer lieblichen Schwester. Stoßen Sie an, trinken Sie aus!

Sie stießen an; der junge Mann mußte das Glas leeren.

Auf daß Sie die Ihrigen gesund und wohl antreffen!

Der junge Mann trank mit Hast das von neuem gefüllte Glas aus.

Sie und die Ihrigen haben wol manches herbe Schicksal erlebt? Erzählen Sie einem theilnehmenden Freunde. —

Die kleine Künstlerin hatte unterdeß ihr Spiel beendigt. Die schelmischen, neckenden Töne des Schwanks hatten ihre ganze muntere Laune ihr zurückgegeben.

Habe ich mein Versprechen gelöset? fragte sie den Prinzen.

Aber dieser war träumerisch geblieben. Du hast es, sagte er. Aber Deine Erinnerungen waren schöner. Sie sind mit den wundervollen Tönen in mein Herz eingezogen. Sie werden dort lange wohnen.

Sie lachte. Die kindischen Erinnerungen eines Kindes?

Nicht die, aber die Freuden und Leiden der Jungfrau, der Gram der Verlassenen, der Kummer, das Elend der Schwester, der Todesschmerz der Tochter!

Er ergriff ihre Hand. Sie ließ sie ihm, beschäftigt mit den Bildern, die er wieder zu wecken suchte.

Nicht wahr, jener furchtbare Mißton, jener entsetzliche Schrei, das war der Angstschrei um den todten Vater?

Er war es! sagte sie.

Er legte seinen Arm um ihren schlanken Leib; sie gewahrte es nicht, an den todten Vater denkend.

Und jetzt, Du Arme, bist Du ohne Stütze? Der kränkliche, selbst der Hülfe bedürftige Bruder —.

Er ist so gut. Er arbeitet Tag und Nacht für die arme Mutter und Schwester, die ohne ihn nicht leben könnten. Er hat sich zu viel angestrengt; das ist ja der Grund seiner Kränklichkeit.

Höre Kleine, ich werde Dein zweiter Bruder sein. Vertraue Dich mir an.

Sie sah ihn an mit einem zweifelhaften Blicke.

Er fuhr betheuernd fort: Ihr scheint eine brave Familie zu bilden, die man unterstützen muß. Ich habe eine alte, würdige Tante, eine mildthätige Stiftsdame, bei der werde ich Dich unterbringen. Sie wird für Dich sorgen, und Du wirst durch Deine herrliche Kunst ihre letzten Tage erheitern. Was meinst Du dazu?

Sie schüttelte nachsinnend den Lockenkopf. Und

meine alte Mutter und meine kranke Schwester? — Nein, ich kann sie nicht wieder verlassen.

Auch für sie wird gesorgt werden. Meinst Du, wir würden sie in ihrer Armuth lassen? Sie sollen fortan bessere Tage sehen, und Dein Bruder soll nicht nöthig haben, Tag und Nacht für sie zu arbeiten, und seine Gesundheit zu Grunde zu richten. Er wird für seine Ausbildung arbeiten können.

Sie sah ihn an mit Augen, in denen das Zutrauen auftauchte.

Seine Worte wurden überredender. Schlag ein, mein holdes Engelsgeschöpf. Ich schreibe morgen an meine Tante. Sie wohnt nicht gar weit von hier. In acht Tagen kann ihr Wagen bei Dir sein, der Dich zu ihr bringt. Wie wird sie, wie werde ich glücklich sein, wenn wir Euch glücklich machen können.

Sie warf einen Blick der Dankbarkeit auf ihn. Er legte seinen Arm kühner und fester um ihren Leib. Sie fühlte es jetzt wol, aber wie konnte sie ihn jetzt von sich stoßen, den edlen uneigennützigen Wohlthäter, der ihr Bruder sein wollte? Nur ihre Hand suchte sie sanft aus der seinigen los zu machen.

Er gab sie frei, um ihr dafür das Weinglas hineinzugeben. Laß uns anstoßen auf das Gelingen unsres Plans.

Sie stießen an. Er trank sein Glas aus. Sie mußte das ihrige leeren.

Aber sie war sehr müde geworden. Die Anstrengung der Fußreise, das unfreundliche Wetter des Abends, das Spiel, die gewaltsam und kräftig hervorgerufenen Erinnerungen ihrer Kindheit, der rasche Wechsel mannichfacher Gefühle, der völlig ungewohnte Wein, Alles hatte sie in einen Zustand großer Erschlaffung der Körper- und Geisteskräfte versetzt. Es fing ihr an zu schwindeln. Ein unwiderstehliches Verlangen nach Ruhe, nach Schlaf ergriff sie.

Sie sah sich nach ihrem Bruder um.

Der Prinz Amberg folgte ihrem Blicke. Er ahnte den Wunsch, der ihn leitete. Vielleicht mochte es in seinem Interesse liegen, selbst diesen Wunsch zu wecken.

Du sehnst Dich nach Ruhe und Einsamkeit? Ich sehe es an Deinen müden Augen.

Ach ja! Auch mein Bruder wird der Ruhe bedürfen.

Es scheint nicht. Sieh' seine Lebhaftigkeit. Meine Kameraden scheinen ihn gut zu unterhalten. Wenn ich nicht irre, sprechen sie von der Kunst.

Für die Kunst schwärmt er.

Nun, so laß ihn noch ein halbes Stündchen

schwärmen. Ich werde sorgen, daß Dir Dein Schlafzimmer angewiesen wird.

Er verließ die Stube. Nach einigen Minuten kehrte er zurück.

Dein Stübchen ist bereit. Das Stubenmädchen wartet draußen mit dem Lichte, um Dich hineinzuführen. Störe den Bruder nicht. Er schläft unmittelbar neben Dir an. Es ist für Alles gesorgt. — Nun gute Nacht, meine liebe Unschuldsseele! Bis morgen!

Er reichte ihr die Hand zum Abschiede. Auf einmal, als ob er sich besonnen hätte, fuhr er fort: Aber ich muß doch sehen, wo Du bleibst. Ich werde Dich bis an Dein Stübchen begleiten.

Sie hörte die Worte in ihrem Verlangen nach Ruhe und Schlaf, nur noch halb.

Sie verließen gemeinschaftlich die Stube.

Der Bruder bemerkte es nicht.

Ja, mein vortrefflicher junger Freund, sagte der Herr von Martini mit Emphase, große erhabene Muster sind die Amme, der Lebensquell der Kunst. Darum müssen Sie in die Residenz! Was hilft Ihnen Gemüth, Herz, Phantasie, wenn Sie an diesem Quell des Kunstlebens nicht schöpfen können.

Aber ich bleibe dabei, erwiederte mit Lebhaftigkeit der junge Mann, den seine Blödigkeit vollkom-

men verlassen zu haben schien; ich versichere Sie, das eigentliche, wahre Leben der Kunst wohnt nur in der Brust des Künstlers. Nur aus sich selbst heraus kann der Künstler etwas Großes schaffen. Wie hätten sonst jene Künstler, welche die großen, erhabenen Muster geschaffen haben, diese hervorbringen können, da sie doch ähnliche große und erhabene Meister nicht vor sich hatten? Ein großer Meister zieht wol Schüler hinter sich drein, aber den größern Meister macht er nicht.

Vortrefflicher —! Ihr Name? Ich habe ihn vergessen.

Hammer. Bernhard Hammer!

Lieber Herr Hammer, da irren Sie. Gedenken Sie der Malerschulen. Stand je ein Meister isolirt da in seiner Zeit und seinem Lande? Der Meister erzeugte den Meister.

Das innere, schaffende Leben erzeugte den Meister. Der ältere Meister half durch sein Beispiel nur, das Leben des jüngeren rascher und kräftiger zu wecken.

Zu wecken, zu befruchten! Das unfruchtbare Leben ist ein todtes Leben. Der Schlaf ist der Bruder des Todes. Ich wiederhole Ihnen, Sie müssen in die Residenz.

Bernhard Hammer seufzte.

In der Residenz finden Sie gleichgesinnte, gleich strebende Jünglinge Ihres Alters. Der Eine weckt, belebt und treibt den Andern. Die Bilder der Meister in den reichen Galerieen fordern sie zur Nacheifrung auf. Beschützer der Kunst reichen Ihnen die Mittel.

Und die Mittel, hinzukommen und bekannt zu werden? fragte der junge Hammer etwas traurigen Tons. Gönner erwirbt man erst spät nach langer Zeit des Suchens und Harrens. Wie Mancher geht in dieser Zeit zu Grunde!

Der Muthige nicht. Fortuna audaces juvat.

Und die armen Meinigen?

Er sah sich nach seiner Schwester um. Er erschrak, als er sie vermißte.

Anna! rief er unwillkürlich.

Sie suchen Ihre Schwester? Sie wird schlafen gegangen sein.

Auch der Offizier fehlt, der neben ihr saß!

Er wird sich zum Rittmeister begeben haben, sich zu melden. Er ist strenge im Dienst. Seien Sie unbesorgt. Ihre Schwester ist hier gut aufgehoben. Ein vortreffliches Wirthshaus dies. Brave Leute. Besonders eine sorgsame Wirthin. — Lassen Sie uns weiter plaudern. Die Kunst interessirt mich. Ich bin selbst ein Stückchen Dilettant.

Wie jener König, der seine Bilder nur dem Hofjuden verkaufen konnte! fiel der Herr von der Gruben lachend ein.

Was für eine Geschichte ist das? Erzähle, Gruben, rief der Graf Engelhart, von dem man hätte meinen sollen, er habe von dem Gespräche kein Wort gehört, sondern in unverwüstlichster Ruhe nur an den Meerschaumkopf und an die Bowle gedacht.

Die Geschichte ist einfach, antwortete Herr von der Gruben. Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen hielt sich für einen Künstler und malte die Portraits seiner Generale und Minister. Als er eine ziemliche Partie fertig hatte, ließ er den Hofjuden kommen. Aaron, du weißt Alles zu tariren. Wie hoch schätzest du das Stück dieser Portraits? Der Jude wollte doch höflich sein: Zwanzig Friedrichsd'or das Stück, Euer Majestät; unter Brüdern. — Sie sind Dein dafür. — Das Auwai erstarb dem Juden auf den Lippen unter einem sauersüßen Lächeln: Euer Majestät beglücken den armen Aaron allergnädigst! — Er schickte das Gold, und ließ die Bilder abholen. Sie waren scheußlich anzusehen, wahre Carrikaturen.

Eine theure Schmeichelei!

Ein überlisteter Jude!

Seid ruhig. War der König klug, so war der

Jude nicht dumm. Er ging mit seinen Bildern zu den Ministern und Generalen. Befehlen Excellenz Hochdero Portrait? Von der Allerhöchsteignen Hand Seiner Majestät gemalt! Funfzig Stück Friedrichsd'or unter Brüdern werth. Steht für vierzig zu Befehl. Kann es keinen Dreier wohlfeiler lassen. — Jude, du bist verrückt, packe dich. — Der Jude packte sich. Am andern Tage liegen die Portraits an seinem Ladenfenster, zwischen allerlei Trödel. Unter jedem stand, groß geschrieben, der Name des Originals. Das Volk lief zusammen und entsetzte und freute sich und lachte und jubelte über die Fratzen. Am folgenden Tage hatte der Jude für jedes Stück seine vollwichtigen vierzig Friedrichsd'or.

Alle lachten, der arme Bernhard Hammer nur halb. Er mußte an die Schwester denken, die nicht mehr da war.

Mir fällt eine andere Kunstgeschichte ein, sagte der Herr von Martini. In Wien lebte vor einigen Jahren ein Winkelmaler, dem es schlecht ging. Da gerieth er auf einen wundersamen Einfall. Er malte eine Menge männlicher Brustbilder in ungarischer Nationaltracht. Er arbeitete sie vollständig fertig aus bis auf den Schnurrbart. Im Winter zog er mit seiner Sammlung nach Preßburg, nach Pesth und Ofen, nach Debrezcin. Er kündigte sich

an als Portraitmaler, dem man nur kurze Zeit zu sitzen habe. Das gefiel den unruhigen Ungarn. Man besuchte ihn, saß ihm. Der Maler nahm eins von seinen Bildern; er hatte nur den eigenthümlichen Zug und Schwung des Schnurrbarts nachzuholen und das Portrait war fertig und ähnlich zum Sprechen, denn —

Denn, fiel der Graf Engelhart ein, in Ungarn ist die Nationalähnlichkeit so groß, daß der eine ein Gesicht hat wie alle Andern; nur den Schnurrbart trägt Jeder nach seiner Manier.

Du hast es getroffen, Herr Bruder!

Ein unterdrückter Schrei wurde hörbar. Er schien von oben her, aus dem Innern des Hauses zu kommen.

Der junge Hammer sprang auf. Was war das? rief er erblassend.

Was wird es sein? Das Gesinde wird sich streiten.

Nein, nein! Es ängstigt mich!

Ein gewöhnlicher Zank zwischen Knechten und Mägden! Setzen Sie sich wieder.

Der junge Mann wollte sich zögernd setzen. Da rief es mit furchtbar gellender Stimme: Hülfe! Hülfe! Es war eine weibliche Stimme. Sie kam aus der oberen Etage des Hauses.

Meine Schwester! schrie Bernhard Hammer, und

mit Einem Satze war er an der Thüre, aus der Stube.

Im Hausflur liefen mehrere Menschen zusammen, der Wirth, die Wirthin und andere Hausgenossen. Man sah die Treppe hinauf; man schien unschlüssig, ob man hinauf gehen solle.

Der junge Hammer sprang durch die Leute hindurch. In drei Sätzen war er oben auf der Treppe. Eine Thür wurde gewaltsam aufgerissen. Seine Schwester stürzte heraus, mit leichenblassem, entstellten Gesichte. Elender! Ungeheuer! Rettet mich! schrie sie.

Hinter ihr her trat der Prinz Amberg aus derselben Thüre. Er schien ganz ruhig zu sein; nur waren die feinen Gesichtszüge etwas blaß und angegriffen. Ein vornehm höhnisches Lächeln spielte um seine Lippen.

Anna Hammer flog ihrem Bruder in die Arme. Rette mich, Bernhard, rief sie. Der Elende, der Abscheuliche, der Satan!

Sie zitterte furchtbar.

Der Prinz Amberg wollte an ihm vorbei gehen, aber Bernhard Hammer ließ die Schwester los und sprang auf ihn zu.

Herr! rief er, was haben sie meiner Schwester

gethan? Was haben sie mit dem Kinde angefangen? Stehen Sie Rede! Geben Sie mir Genugthuung!

Der Prinz lachte. Genugthuung!? Fragen Sie die kleine Metze selbst, was ihr fehlt.

Metze? Herr, nicht von der Stelle! er faßte mit kräftiger Hand den Prinzen vor die Brust. Dieser wollte sich losreißen. Die Uniform zerriß. Bernhard Hammer erhielt einen Schlag ins Gesicht von dem Prinzen.

Aber es war, als wenn plötzlich eine übermenschliche Kraft in dem jungen Manne wach geworden wäre. Er ergriff den Prinzen mit beiden Fäusten und schüttelte ihn, daß der starke, kräftige Offizier beinahe die Besinnung verlor. Dann warf er ihn zu Boden. —

Die übrigen Offiziere waren dem jungen Hammer gefolgt. Sie stürzten die Treppe hinauf. Sie rissen ihn von dem unter ihm keuchenden Prinzen.

Flegel! Bauerlümmel!

Die Herren von der Gruben und von Martini hieben mit Fäusten auf ihn ein.

Besudelt Euch nicht! sagte der Graf Engelhart. Ueberlaßt ihn den Leuten!

Er zeigte auf eine Menge von Soldaten, die sich unten an der Treppe gesammelt hatten.

Sie haben Recht, Kamerad; der Mensch ist

wie ein toller Hund. Darum konnte er auch meine Uniform nicht beschimpfen.

Die Offiziere faßten den jungen Menschen und warfen ihn mit vereinten Kräften die Treppe hinunter.

Burschen! Da habt Ihr den herumziehenden Musikanten, der Eure Offiziere mißhandeln will.

Die Soldaten fingen den Stürzenden auf. Im Jubel zogen sie mit ihm aus dem Hause. Die Hausthür machten sie hinter sich zu.

Die Offiziere begaben sich zurück in die Stube zu der Bowle Cardinal. Der Prinz wechselte vorher rasch die Uniform.

Die Hausbewohner standen stumm und sahn einander an.

Anna Hammer hatte eine kurze Zeit sich in einem Zustande völliger Erschöpfung befunden. Sie kam zu sich, als ihr Bruder die Treppe hinunter stürzte. Mit einem Schrei flog sie ihm nach. Aber sie kam zu spät. Die Soldaten waren mit ihrer Beute schon draußen. Vergebens rüttelte sie an der von außen zugehaltnen Thür.

Auf der Straße erhob sich ein wildes Getöse; Fluchen, Schreien, Drängen, Stoßen.

Die Kräfte des jungen Mädchens erlahmten trotz ihrer ungeheuren Angst. Allen ihren Anstrengungen wich die Thür nicht.

Sie wandte sich verzweiflungsvoll zu dem Wirthe, zu der Wirthin. Um Gottes Barmherzigkeit willen, retten Sie meinen armen Bruder. Die Unmenschen werden ihn mißhandeln. Er ist so schwach, so elend!

Der Wirth zuckte die Achseln. Was können wir gegen das Militair? sagte er.

Um meiner armen, alten Mutter willen! flehte das Mädchen. Um meiner Schwester willen! Er ist unser Ernährer! Wir sind verloren ohne ihn! Und er ist so gut, so edel!

Die Wirthin ging fort; sie schien den Jammer des Mädchens nicht ertragen zu können.

Der Wirth zuckte wiederholt die Achseln. Das Militair ist zu mächtig. Selbst die Offiziere können manchmal nichts machen.

Das Getöse draußen hatte zugenommen. Die Stimmen schrien wilder durcheinander. Das Drängen und Toben vermehrte sich. Einzelnes ließ sich nicht unterscheiden. Auf einmal hörte man mitten aus dem Getümmel heraus die Stimme des jungen Hammer. Er rief mit dem durch das Herz schneidenden Tone der höchsten, letzten Angst: Zu Hülfe! Sie morden mich!

Unmittelbar darauf geschah ein starker, harter Fall auf dem Straßenpflaster; dann erhob sich ein wildes Gejauchze von vielen Stimmen. Dann

war Alles still, als wenn der Tod über der Straße schwebte.

Sie haben ihn gemordet! schrie das Mädchen. Sie haben meinen Bruder gemordet!

Sie stürzte in die Stube, in der die Offiziere waren. Sie warf sich dem ersten, den sie traf, zu Füßen. Retten Sie, retten Sie! O, um des Himmels willen, retten Sie meinen Bruder!

Kleine, sagte mit ruhigem Spotte der Herr von Martini, ich denke, Du wärst hier jetzt überflüssig.

In dem Augenblicke ertönten vor dem Hause die fröhlich schmetternden Klänge eines Posthorns. Ein Wagen hielt an der Thüre.

So spät noch eine Extrapost! Ein Tag der Abenteuer heute, wie es scheint! bemerkte gähnend der Graf Engelhart.

Gleich darauf hörte man die Hausthür sich öffnen. Wenige Sekunden später ging auch die Stubenthür auf. Eine Dame in eleganter Reisekleidung trat, von dem Wirthe geführt, ein. Sie war groß, mehr voll als schlank. Sie schien die Mitte der zwanziger Jahre erreicht zu haben. Ihr Gesicht war frisch, ihr Auge lebhaft. Ihre Haltung und Bewegung waren die der vornehmsten Welt.

Der Prinz Amberg sprang bei ihrem Eintritt

überrascht auf. Frau von Horberg! — Meine Gnädigste, welche unverhoffte Freude!

Sie hier, mein Prinz! Welch unerwartetes Zusammentreffen!

Anna Hammer hatte bei der Ankunft der Dame sich erhoben. Der Gedanke einer letzten möglichen Hülfe flog durch ihre Seele, als sie sah, daß die Dame den Prinzen kannte. Sie nahte sich ihr rasch und umfaßte ihre Kniee O, meine gnädige Dame, flehte sie, erbarmen Sie sich meines armen Bruders, legen Sie ein Wort für ihn ein bei den Herrn, daß sie ihn, aus den Händen der Soldaten befreien! —

Will die kleine Kröte fort! sagte vortretend der Prinz Amberg, und an die Dame sich wendend, setzte er hinzu: Eine Harfenistin, eine freche Landläuferin, die mit ihrem Bruder hier Scandal trieb.

Ah, pfui! sagte die Dame, und stieß mit einigem Abscheu das Kind von sich, mit dem Fuße, nicht mit der Hand.

Anna Hammer stand auf. Die wehsten und die bittersten Gefühle zogen durch ihr junges Herz. Aber sie war in diesem Augenblicke kein Kind mehr. Die letzte Stunde hatte sie zur vollen Jungfrau gereift. Sie warf einen Blick der Verachtung auf die Dame, auf den Offizier. Dann verließ sie schwei-

gend die Stube. Sie ging über den leeren Hausflur, durch die offne Thür auf die Straße. Hier war alles still; kein lebendes Wesen war zu sehen. Ein eiskalter Wind strich vorüber. Sie suchte umher. Da zeigte ihr ein Mondstrahl, der durch die fliegenden Wolken drang, einen dunklen Körper, der seitswärts auf der Straße lag. Sie ging darauf zu. Es war ihr Bruder; er war mit Blut bedeckt. Er regte sich nicht. Sie warf sich über ihn. Er athmete noch.

Arme, unglückliche Schwester!

In demselben Augenblicke kam ein Offizier angeritten. Er hielt vor dem Wirthshause, stieg ab, übergab das Pferd dem Bedienten, der ihm folgte und ging in das Haus.

In der Wirthsstube saß der Prinz Amberg im traulichen Gespräche alter Bekanntschaft mit der Dame. Als der eben angekommne Offizier eintrat, sprang er rasch auf, schnallte im Nu den Säbel um, warf den Helm auf den Kopf und trat mit dem vollen Anstand des Dienstes vor den Offizier: Herr Rittmeister, ich melde mich: Lieutenant Prinz Amberg, zu Ihrer Schwadron versetzt!

II.

Die Exmission.

Es war früher, heller Morgen. Die Knechte des Bauernhofes waren schon längst auf den Acker gezogen mit Pflug, mit Egge und mit Pferden. Die Mägde hatten Flur, Küche und Tenne bereits gereinigt und sie waren theils im Garten beschäftigt mit Graben und Pflanzen, theils in der Küche am Herde, in dem Waschhause oder auf den Kammern, wo die zum Auslesen bestimmten Wintervorräthe lagen. Die Kühe in dem großen Stalle waren schon gemolken und hatten ihr frisches Futter bekommen. Der Hausherr hatte früh sein Wamms mit dem Rocke vertauscht, Hut und Stock genommen und war ausgegangen; er war noch nicht zurück.

Die Hausfrau ging in dem weitläufigen Gebäude umher, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung sei.

Es war eine hochgebaute, kräftige, rüstige Frau,

am Ende der dreißiger oder im Anfange der vierziger Jahre stehend. Sie war noch frischen Aussehens, ihr Gesicht war sogar noch schön zu nennen. Trug es auch nicht mehr die zarte, feine Jugendschönheit, welche die Natur wahrlich nicht zum Alleineigenthum der sogenannten höhern Stände gemacht hat, so waren die Umrisse doch regelmäßig und zeigten noch immer mehr als Spuren einer vergangenen Schönheit.

Auf ihrer Stirn lag tiefer Ernst; ihr Auge verrieth Unruhe.

Sie sah sich zunächst in der Küche um, nach dem Feuerherd, den Töpfen, dem Aschenbehältniß, dem Holzvorrathe für den Tag, nach den Kartoffeln, die für den Mittag geschält wurden, nach dem gereinigten hellglänzenden Geschirr. Dann ging sie, von der Küchenmagd gefolgt, in die nebenanliegende Fleischkammer und gab Fleisch und Speck zum Mittagessen heraus. Von da begab sie sich in die Milchkammer und besah und zählte die wohlgeordnet dastehende, kaum übersehbare Reihe gefüllter Milchnäpfe. Die am Morgen frisch hinzugekommenen zählte und prüfte sie besonders. Ihr Auge sprach Zufriedenheit aus, aber als sie die Kammer verließ und noch einen Blick auf das Ganze, auf alle die vielen braunen Näpfe mit dem lachend weißen Inhalte zurückwarf, da ward der

Ernst auf ihrer Stirn fast zu Kummer. Von der Milchkammer ging es auf die große, geräumige Tenne. Sie war so rein und blank gefegt, daß man eine Nadel hätte finden können. Zu beiden Seiten lagen die Ställe, rechts der Pferdestall, links der für die Kühe. Sie begab sich zuerst zu jenem. Er war fast leer, die Thiere waren auf dem Felde bei der Arbeit. Nur einige Mutterpferde mit den jungen Füllen lagen auf frischem, weißen Stroh und kosten mit den Jungen, die ihnen zur Seite lagen. Von da wandte sie sich zu dem gegenüberliegenden Kuhstall. Hier sah es bunter und lebendiger aus. In langen Reihen standen die weißen, braunen, schwarzen, gefleckten Thiere an den Krippen, glatt, glänzend und wohlgenährt, und ließen das duftende Heu sich wohl schmecken. Die Hausfrau kannte jede von ihnen, sie ging zu jeder und streichelte sie, aber sie hatte keine freundlichen Worte, wie sonst, sondern sie ging stumm weiter von einem der Thiere zu dem andern. Die Freude über den vollen und schmucken Bestand des Stalles kämpfte in ihrem Auge um den Sieg mit einer stillen Wehmuth und Trauer.

Ueber den Ställen lag eine Reihe von Kammern; es befanden sich darin die Vorräthe an Hanf, Flachs und Garn und vor allem der Reichthum an schneeweißer Leinewand, von dem gröberen Hausleinen an

bis zu dem feinsten Damast. Die rüstige Bauerfrau stand schon an der Treppe, um hinaufzugehen und auch hier ihr Auge zu weiden, aber sie kehrte rasch um, ging in die Küche zurück und trat aus dieser in den Hof.

Der Hof war groß, weit und geräumig. Auf der einen Seite lagen die Gebäude; in ihrer Mitte, von den übrigen durch ziemliche Zwischenräume getrennt, das Haupthaus, freundlich von dunkelrothen Ziegeln aufgeführt und mit hellrothen Ziegelpfannen gedeckt. An der Ost- und Südseite befanden sich Rebengeländer, aber noch unbelaubt, grau, mit kahlem Astgeschlinge. Die Fenster waren mit hellgrünen Jalousien versehen. Zu beiden Seiten des Hauses standen die Schuppen für Wagen, Schlitten, Pflüge und andres Geräth des Landbaus; daneben einige kleinere Gebäude, Waschhaus, Backhaus u. s. w. Dem Haupthause gegenüber stand neben einem anmuthigen Gärtchen ein anders, kleineres Wohnhaus, fast freundlicher anzusehen als das Hauptgebäude; es war das Leibzuchtshaus. Es war zur Zeit unbewohnt. Die jetzigen Besitzer des Bauernhofes sollten es dermaleinst beziehen, wenn sie die Wirthschaft den rüstigern Händen eines ihrer Kinder überlassen wollten. Wer die kräftige Hausfrau ansah, der überzeugte sich, daß es damit noch lange Zeit habe.

Unmittelbar hinter dem Leibzuchtshause begann ein dichter Wald, der nach drei Seiten hin den Hof umschloß; denn der Garten und die Ackerfelder und Weiden lagen jenseits des Hauses und dehnten sich dort nach allen Seiten hin aus, so weit das Auge reichte. Das Unterholz in dem Walde hatte schon angefangen zu grünen. Auch die hohen Buchen zeigten bereits hin und wieder ihre zarten und weichen Blätter. Die hohen Eichen starrten noch grau und kahl in die Luft.

Nicht weit von dem Wohnhause befand sich an einer etwas erhöhten Stelle des Hofes ein langer Tisch von weiß gebohntem Tannenholze. Grün angestrichne Bänke standen zur Seite. Eine Ulme breitete ihre langen und dichten Zweige darüber aus. In der Nähe standen einzelne Gruppen von Wallnußbäumen, ein paar Kastanienbäume mit eben entkeimter weiß und rother Blüthe und dazwischen fünf bis sechs uralte Eichen, die den Stürmen von Jahrhunderten Trotz geboten zu haben schienen, die schon manches Haus auf diesem Platze hatten entstehen und verfallen und wieder erstehen und auch manches Geschlecht hatten aufwachsen und in das Grab sinken sehen.

Die erwärmenden Strahlen der Frühlingssonne empfingen freundlich die Hausfrau, als sie auf den

Hof hinaustrat. Ein leiser Wind trug ihr den frischen Geruch des Unterwaldes, des ersten Laubes der Bäume entgegen. Eine Menge Vögel zwitscherte und plauderte und jubelte überall in den Bäumen. Der Specht hackte an den dürren Aesten der Eichen. Ueber dem Hause, hoch in der Luft, flatterten und sangen die Lerchen.

Die Frau sah sich zuerst um, ob auf dem Hofe Alles in Ordnung sei. Sie schien zufrieden. Dann zog sie behaglich den frischen Morgenduft ein und lauschte dem fröhlichen Treiben der Vögel.

Aus dem Gärtchen des Leibzuchtshauses kamen zwei Kinder. Ein Knabe von sechs bis sieben Jahren zog einen Kinderwagen hinter sich her, in welchem ein Mädchen saß, das drei Jahre alt sein mochte. Die Kinder waren die Bilder der Gesundheit und des Frohsinns. Der Knabe sprang jauchzend auf die Frau zu; der Wagen folgte ihm rasselnd. Er reichte ihr mit einem fröhlichen: Guten Morgen, Mutter! die Hand. Sie drückte sie, dann beugte sie sich zu dem Kinde in dem Wagen, nahm es heraus, küßte es und setzte es an die Erde.

Ihr seid ja heute früh aufgestanden, meine lieben Kinder! sagte sie.

Ei ja, Mutter, erwiederte der Knabe kindlich unbesorgt; der Vater meinte gestern, es sei heute wohl

das letzte Mal, daß wir hier wären; da wollte ich die kleine Margarethe noch etwas umherfahren.

Du bist ein gutes Kind. Aber Dein Vater hat das wohl nicht im Ernst gesprochen. Wir werden heute noch hier bleiben und noch manchen andern Tag.

Das ist schön! Dann bekomme ich auch meinen eignen Acker und ein besonderes Stück auf der Wiese; und dann kann ich mein Rind und mein Füllen groß ziehen, die der Vater mir geschenkt hat.

Das kannst Du und das sollst Du.

Und ich meine Hühnchen, sagte das kleine Mädchen.

Auch das, meine liebe Margareth!

Sie ging mit den Kindern in das Gärtchen des Leibzuchtshauses. Dort setzte sie sich in einer Laube auf eine Bank; das Mädchen nahm sie auf den Schooß; der Knabe blieb vor ihr stehen. Sie sah sinnend bald auf das stattliche Wohngebäude, bald auf das freundliche Häuschen vor ihr.

Du bist so still heute, Mutter; fehlt Dir etwas? fragte der Knabe.

Nichts, mein Kind, es wird vorübergehen.

Durch das Heck des Hofes schritt ein Landmann. Er sah sich nach allen Seiten um. Als er die Frau bemerkte, ging er zu ihr.

Guten Morgen, Nachbarin. Wie geht es?

Guten Morgen, Nachbar. Wie soll es gehen? Ich sehe hier ja noch keine Anstalten, keine Veränderung. Wird denn die Commission nicht kommen?

Ich denke nicht.

Ist Euer Mann zu Hause?

Er ist ausgegangen.

Glaubt Ihr wirklich, daß die Herren nicht kommen? Verlaßt Euch nicht darauf. Es sind böse Zeiten.

Sie können nicht kommen.

Sagt das nicht, Nachbarin. Was kann jetzt nicht Alles geschehen!

Hört, Nachbar, warum sagt Ihr mir das Unangenehme? Das Unglück kommt ohnehin früh genug; der Mensch braucht es nicht zu rufen.

Nun, nun, Nachbarin, werdet mir nicht böse. Es kam aus gutem Herzen. Es ist doch gut, wenn das Unglück Einen vorbereitet antrifft. Und glaubt es mir, eine schlimme Zeit ist jetzt. Der Niedrige wird unterdrückt; die großen Herren haben die Gewalt, das Recht ist auf Erden nicht mehr zu finden. Absonderlich für die Bauern ist es nicht mehr da. Der Edelmann und der Fiskus sind zu mächtig.

Wir haben noch Gesetze, Nachbar. Und nach den Gesetzen muß der Reiche wie der Arme, der Vornehme wie der Geringe sich richten.

Er sollte, er sollte! Was helfen uns die Gesetze, wenn wir keine ehrlichen Richter haben! Wenn die Amtleute uns zwacken, die Rentmeister uns betrügen können und kein Mensch es wagt, ein Einsehen zu haben.

Es sind noch Obere da, die über dem Rentmeister und Amtmann stehen.

Ach, das ist eine große und lange Kette. Keiner hackt dem Anderen die Augen aus. Der Eine ist dem Anderen nöthig. Der Rentmeister ladet den Drosten zu sich ein und bringt ihm Geschenke. Der Drost schickt die besten Wagenpferde im Stalle dem Präsidenten. Der Präsident ist ein guter Freund des Ministers. Und der Edelmann ist mit ihnen Allen Freund.

Die Frau stand auf. Es ist Frühstückszeit, Nachbar Kleinjohann, kommt mit hinein. Mein Mann wird nicht mehr lange bleiben.

Sie gingen auf das Wohnhaus zu.

Als sie noch wenige Schritte von demselben entfernt waren, fuhren zwei Kutschen auf den Hof. In jeder derselben befanden sich mehrere Herrn. Auf dem Bocke der einen saßen zwei Gensd'armen, auf dem der andren zwei Gerichtsdiener.

Da sind sie schon, sagte der Nachbar Kleinjohann. Faßt Euch.

Es zuckte allerdings etwas heftig durch das Gesicht der Frau, aber sie faßte sich. Sie nahm die kleine Margaretha auf den Arm und blieb vor der Hausthür stehen, erwartend was kommen werde.

Die Gensd'armen und Gerichtsdiener sprangen vom Bock. Die Herren stiegen aus dem Wagen. Einer von ihnen, klein, dick und fett, näherte sich der Bäuerin.

Ich komme heute in einem traurigen Geschäfte, Frau Oberhage! sagte er mit einer Freundlichkeit, die nicht angenehm war.

Die Frau stand fest, sie schwieg.

Aber die Pflicht, Frau Oberhage. Glaubt mir, sie wird einem oft schwer. So schwer wie heute ist sie mir aber noch nie geworden.

Die Frau antwortete ihm nicht.

Glaubt mir, es ist ein unglücklicher Tag für mich heute.

Uns haben Sie noch niemals Glück gebracht, Herr Richter, sagte die Frau bitter.

Einer der andren Herrn war hinzugetreten, groß, dürr, vornehm, mit zwei Orden auf der Brust. Der Richter trug nur einen im Knopfloche.

Ich denke, wir beginnen unser Geschäft, Herr Justizrath!

O, Ihr Herren! sagte die Frau, mehr ruhig

als aufgeregt: Ich denke, Sie warten noch. Mein Mann ist noch nicht da. Und auch unser Advokat fehlt noch. Sie werden Beide hoffentlich gleich kommen.

Was sollen uns die Beiden? warf der Regierungsrath leicht hin. Die Sache steht fest, daran ist nichts mehr zu ändern.

Die Sache steht noch nicht fest. Noch ist nicht das Ende der Tage! erwiederte die Frau lebhaft.

Liebe Frau, ich erkläre mir Ihre Stimmung, aber machen Sie keine unnützen Weiterungen. — Lassen Sie uns in das Haus gehen und beginnen, Herr Justizrath!

Faßt Euch in Geduld, Frau Oberhage, sagte der Justizrath mit zunehmender Freundlichkeit.

Die Herrn gingen in das Haus. Die Gerichtsdiener folgten. Die Gensdarmen blieben draußen.

Aus dem Hause stürzte ein junges Mädchen. Sie mochte achtzehn bis neunzehn Jahr alt sein. Sie war groß und schlank gebaut, ihre Gesichtszüge waren auffallend regelmäßig; das Auge war blau, das Haar blond. Eine stille, etwas melancholische Schönheit überfloß das Ganze. Sie war in die gewöhnliche Tracht der jungen Bäuerinnen des Landes gekleidet; aber war es der feinere Stoff, war es eine nicht sofort klar zu machende Eigen-

thümlichkeit und Besonderheit des Schnittes, oder war es die besondere Haltung des Mädchens, die ihr etwas Ideales gab? In ihrem Gesichte wechselten Röthe und Bläſſe, als sie auf die Bauerfrau zueilte. Sie umfaßte diese mit beiden Armen und legte das Gesicht an ihren Busen.

Ist es denn wahr, Mutter? rief sie. Sie sind da? Ist denn nun Alles vorbei?

Thörichtes Kind, was wird denn vorbei sein? erwiederte die Frau strenge sogar etwas hart, mit einem unwilligen Blick auf die in der Nähe stehenden Zeugen.

Aber sie sind da, Mutter! schluchzte das Mädchen. Und der Vater ist fort. Er steht uns in dieser schweren Stunde nicht zur Seite.

Der Vater wird zurückkehren. Nimm Du Dich nur zusammen vor den fremden Leuten. Man muß den Bösen nicht eine böse Freude verschaffen.

Sie schob, aber sanft, das Mädchen von sich.

Gehe zu dem Großknecht, sagte sie dann zu ihr. Er ist hinter der Scheune. Sage ihm, daß er sofort zur Stadt reite, den Vater zu holen. Er wird ihn bei dem Advokaten finden. Er soll ein Pferd vom nächsten Felde nehmen. Er soll nicht den graden Weg durch die Wiese reiten, sondern den Fahrweg; vielleicht begegnen sie ihm schon auf diesem.

Sie gab diese Anweisungen mit großer Ruhe. Die Tochter ging.

Unterdeß waren von verschiedenen Seiten mehrere Nachbarn herangekommen. In Aller Gesicht sprach sich die lebhafteste Theilnahme aus, gemischt mit den Gefühlen des Zorns, der Entrüstung, der Erbitterung. Diese Gefühle wurden auch laut geäußert trotz der Anwesenheit der Gensdarmen und Gerichtsdiener.

Also soll es doch Ernst werden, Gevatterin? sprach ein alter Bauer. Es ist eine Schande. Mit Gewalt wollen sie Euch von Haus und Hof werfen.

Noch nicht, Gevatter Hartmann! sagte die Frau mit großer äußerlicher Ruhe. Ihr wißt es ja, wir haben noch eine Schrift abgeschickt. So lange nicht Alles verloren ist, muß man nichts verloren geben.

Wol wahr, wol wahr, aber vertraut nicht zu viel. Die heutige Welt ist gar zu schlecht. Sehet nur diesen falschen Richter und diesen hochmüthigen Regierungsrath an. Die Beiden allein haben Euch das ganze Unglück eingebrockt und sie scheuen sich nicht, auch noch heute hierher zu kommen, um an Eurem Jammer ihre Augenweide zu haben.

An unsrem Jammer nicht! sagte die Frau mit einem Gefühle, wie eine Königin es nicht edler und stolzer hätte an den Tag legen können.

Es ist wahr, fuhr sie fort, diese beiden Menschen haben alles Mögliche gethan, um uns von dem Hofe zu vertreiben, auf dem ich und mein Mann und meine Vorfahren nun schon seit länger als zweihundert Jahren gewohnt und gewirthschaftet haben.

Ja, ja, sagte der alte Bauer, der kleine Richter sprach schon vor zehn Jahren davon, im Amte lägen Urkunden, wenn er die einmal an das Tageslicht bringe, so sei es vorbei mit Euch auf dem Hofe.

Das hat er auch meinem Mann gesagt, damit der ihm die Papiere abkaufen solle. Und als mein Mann sich nicht mit ihm einlassen wollte, sagte er es mir.

Und als Ihr ihn abfahren ließet, da steckte er sich mit dem Regierungsrathe zusammen, der gerade damals aus der Residenz gekommen und an die Kammer versetzt war.

Der ist ein gar schlimmer Gesell, Gevatterin. Der kennt keine Menschen, der kennt nur den Fiskus und Steuern und Abgaben und Dienste. Es ist kein Hof im Kreise, den er nicht mit größren Lasten beschwert hätte. Tag und Nacht sucht er in den alten Registern und Archiven, um neue Rechte für den Fiskus herauszufinden und den armen Bauernstand mehr zu unterdrücken. Er brachte auch

die alten Schriften vor, daß Euer Hof eigentlich dem Landesherrn, dem Fiskus gehöre. Der dicke Richter hatte sie ihm zugesteckt.

Daß der Hof, verbesserte die Frau, vor länger als zweihundert Jahren dem Landesherrn gehört hatte. Meine Vorfahren haben ihn ehrlich von der Landesregierung gekauft. Mein Großvater hat die Papiere noch in Händen gehabt. Bei seinem Tode waren sie nicht zu finden. Mein Vater war abwesend gewesen, als mein Großvater starb; deshalb hatte das Gericht den Nachlaß versiegelt und die vorgefundenen Documente an sich genommen. Bei der Gelegenheit sind die Documente an das Gericht gekommen und nachher haben wir sie nicht wieder gesehen. Es hieß, sie seien nicht mit versiegelt geworden oder verloren gegangen.

Der schlaue Richter wird schon wissen, wo sie geblieben sind.

Wer kann es ihm beweisen? Wir haben es ihm vorgehalten. Er lachte oder drohte mit Injurienklagen. Darauf fingen sie nun den Prozeß gegen uns an. Die alten Papiere galten und an den alten Rechten, die ja die Landesherren selbst gemacht hatten, drehten und wendeten sie so lange, bis sie den Hof dem Landesherrn zusprachen.

Der arme Bauer bekommt nirgends mehr Recht.

Es ist eine Justiz im Lande, die zum Himmel schreit. Die Richter denken nur daran, dem Edelmann und der Regierung gefällig zu sein, um einen Orden zu erhalten oder eine Zulage oder eine bessere Stelle.

Aber ich habe noch eine Hoffnung, sprach die Frau weiter. Wir haben uns jetzt in einer Schrift an den Landesherrn gewendet. Wir haben ihm ganz klar und deutlich das Unrecht, das uns die Kammer und die Gerichte gethan haben, vor Augen gestellt. Wir haben ihm darin Alles erzählt, wie der Richter wegen der Urkunde mit uns hat Handel treiben wollen, wie er uns unsre Papiere unterschlagen hat, wie er mit dem langen Regierungsrath sich zusammengesteckt hat und wie sie Beide herumgereist sind und haben Zeugen geworben, um uns zu verderben. Jeden Augenblick erwarten wir den Bescheid darauf. Wenn noch ein Funke von Gerechtigkeit in dem Herzen des Herrn ist, so kann und wird er nicht dulden, daß sie uns von dem Hofe treiben.

Arme Frau, verlaßt Euch d a r a u f nicht.

Darauf verlasse ich mich wohl, denn ich verlasse mich auf Gott und auf gute Menschen.

Auf g u t e Menschen. Gute Menschen haben ein Herz auch für die armen Bauern. Aber wo findet Ihr da oben ein Herz für den Bauersmann?

Die Frau wurde von einer Magd ins Haus gerufen. Sie ging mit den beiden Kindern.

Sollen wir solches Unrecht so ruhig ansehen? sagte einer der Bauern.

Man kann ja uns Alle von Haus und Hof jagen, bemerkte ein Andrer.

Das wollen die vornehmen Herren da oben auch nur, fiel ein Dritter ein. So wie sie allein das Land regieren und der geringe Mann kein Wort mitsprechen kann, so wollen sie uns zuletzt gar unser Eigenthum nehmen. Alles Land soll nur dem Fiskus oder dem Edelmanne gehören und wir sollen wieder ihre leibeigenen Knechte werden, wie in früheren Zeiten. Sie dulden uns nur, weil sonst keiner da wäre, der die Steuern bezahlte.

Darum eben, nahm wieder ein Andrer das Wort, machen sie die Gesetze für sich allein, ohne uns zu hören, damit sie Alles an sich ziehen können und wir zuletzt Nichts behalten.

In andren Ländern, wurde von Einem hinzugefügt, ist das nicht so. Da haben sie Landtage, auf denen auch der Bürgersmann und der Bauer sitzt und eben so gut seine Stimme hat, wie der Edelmann und der König selbst. Ich habe es in den Zeitungen gelesen. Da können sie kein Gesetz machen, ohne daß der Bauer seine Einwilligung

dazu giebt. Besonders in Norwegen ist es so. Da gilt der Bauer noch etwas.

In Belgien ist es eben so und in der Schweiz und in Holland und Frankreich und beinahe überall in der Fremde. Nur bei uns zu Lande und bei den Russen, da hat der Bauer keine Rechte.

In früheren Zeiten, belehrte der alte Hartmann, war das auch bei uns anders. Die freien Bauern saßen mit auf den Landtagen neben Prälaten, Ritterschaft und Städten und wenn der Landesherr Steuern oder sonst Geld haben wollte, so mußte er die Stände darum bitten und der Bauernstand hatte bei der Bewilligung so gut seine Stimme wie die andren. Darum wagten die Herren damals auch nicht, uns unsre Rechte anzutasten, denn Steuern hatten sie immer nöthig.

Und warum haben wir die Rechte jetzt nicht mehr?

Der Franzose nahm sie uns, als er ins Land kam und gab sie den Fürsten, die er uns einsetzte oder die er uns ließ. Dafür waren ihm die Fürsten wieder leibeigen. Und als nun nachher der Franzose aus dem Lande gejagt wurde, da behielten die Fürsten, was er ihnen gegeben hatte. Das Volk jagte den Unterdrücker hinaus, dafür wurde das Volk nun unterdrückt.

Wir wollen unsre Rechte zurückfordern!

Thut das einmal, Nachbar, wenn Ihr Lust habt ins Zuchthaus zu spatzieren. Dafür sind ja eben die Gesetze, die sie uns da oben gemacht haben. Es dürfen sich ja nicht einmal drei Mann zusammen sehen, um von politischen Gegenständen, wie sie dies nennen, das heißt von unsren eignen Landessachen, nur zu sprechen. Das heißen sie schon Aufruhr oder Hochverrath und sie sperren einen dafür ein. Habt Ihr denn schon vergessen, wie vor mehreren Jahren einige Männer auftraten, die es gut mit dem Volke meinten, die uns über unsre Rechte belehren wollten und die sich unsrer annehmen wollten, daß wir wieder zu unsren Rechten kämen, Alles nur im friedlichen und ehrlichen Wege? Was ist aus diesen Männern geworden? Zum Tode hat man sie verdammt und Zeitlebens in die Zuchthäuser gesperrt, wo sie nicht Sonne und nicht Mond zu sehen bekommen bis an ihren letzten Tag, und ihre Familien leben in Kummer, Gram und Elend.

Das Gespräch stockte. Die Bauern sahen nachdenklich vor sich hin.

Zwei Männer traten auf den Hof, in der gewöhnlichen Tracht der Bauern, zwei kräftige Gestalten in der Mitte der vierziger, nahe der funf-

ziger Jahre. Sie traten in den Kreis der Bauern. Ein stummes Schütteln der Hände empfing sie.

Der Aeltere sah sich um. Sein Blick haftete auf den Kutschen, den Gensdarmen, den Gerichtsdienern. In dem eisernen Gesichte war keine Bewegung zu spüren.

Sie sind früher gekommen, als ich erwartete, sagte er.

Wo es etwas zu holen gibt, da säumen die nicht! wurde ihm geantwortet.

Die Frau kam aus dem Hause zurück. Sie trug das kleinere Kind noch auf dem Arme. Der Knabe folgte ihr. Ihr Auge richtete sich sofort suchend nach dem Wege, der nach der Stadt führte. Die Neuangekommenen traten ihr entgegen.

Kommst du allein zurück, Vater? fragte sie den Aeltern.

Mein Bruder ist mit mir gekommen.

Guten Tag, Schwägerin! Der Begleiter des Andren drückte ihre Hand.

Guten Morgen, Schwager! — Und der Advocat?

Der Doctor wird nachkommen. Er hatte für den Augenblick nicht Zeit.

Und der Bescheid auf unsre Schrift an den Landesherrn? — Man sah die Spannung, mit der sie die Antwort erwartete.

Frau wird Euch gesagt haben, daß wir schon an der Arbeit sind.

O ja, Herr Justizrath, ein schönes Stück Arbeit für Sie!

Dienst, schwerer, saurer Dienst, mein trauter Freund!

Auch ein lohnender Dienst, Herr Richter, fiel die Frau ein. Den Orden hat es Euch schon eingebracht und die Zulage wird ja schon folgen.

Ach liebe Frau, glaubt das nicht. Wir armen Beamten müssen auch unser Brod im Schweiße unsres Angesichts verdienen. — Aber was ich sagen wollte, Oberhage, Ihr wißt doch, daß Ihr heute den Hof verlassen müßt. Ihr habt die gerichtliche Verfügung erhalten.

Ich weiß es.

Ich wollte Euch nun bitten, Euch dazu anzuschicken. Was Euch gehört, könnt Ihr mitnehmen. Aber wohl verstanden, nur was Euch gehört, was Euer pröperliches Eigenthum ist.

Ich weiß es, Herr Justizrath, keine Inventarienstücke. Der Doctor hat es mir gesagt.

Ihr seid ein verständiger Mann.

Herr Richter, fiel die Frau ein. Wir haben uns in einer Schrift an den Landesherrn gewandt. Der Bescheid kann jeden Augenblick kommen. Bis er da ist, brauchen wir nicht zu weichen.

Aber, meine liebe Frau Oberhage, bedenkt das rechtskräftige Urtel. Ihr habt ja alle Instanzen durchgemacht. Das Recht muß doch endlich seinen Lauf haben.

Das Recht? erwiederte die Frau bitter. Davon wollen wir nicht sprechen, Herr Richter. Aber der Landesherr hat doch wol darüber zu entscheiden, ob er unser Eigenthum haben will oder nicht. Er kann ja den Hof nicht nehmen. Er kann ja nicht geraubtes Gut wollen. Auf seinen Bescheid müßtet Ihr doch wol warten, Ihr sein Beamter. Der Hof läuft Euch ja nicht fort.

Frau, ergriff der Regierungsrath von Eilenthal vornehm das Wort, geben Sie sich keinen vergeblichen Täuschungen hin. Den Bescheid, den Sie aus dem Cabinete bekommen werden, kann ich Ihnen sagen. Ich kenne ihn. Der Landesherr hat Ihre Supplik an den Herrn Minister abgegeben und der Herr Minister hat die Kammer zum Berichte aufgefordert. Ich selbst habe den Bericht gemacht.

Dann ist freilich unser Schicksal entschieden! bemerkte der Bauer.

Ihr eigner Rechtssinn sagt es Ihnen ganz richtig. Der Gerechtigkeit muß ihr freier Lauf gelassen werden.

Das ist schlimme Zeit für uns armen Leute, sagte

die Frau. Unsre Verfolger werden zu Richtern über uns gesetzt und zwischen den Landesherrn und seine Landeskinder drängen sie sich, daß er ihre gerechten Klagen nicht einmal vernehmen kann. Nur die allein werden gehört, wir nicht.

Meine liebe Frau, der Beamte thut nur seine Pflicht.

Ja, ja, Herr Regierungsrath, man weiß das schon. Jeder denkt an sich. Sie werden ja nun auch Ihr Ziel wol bald erreicht haben. Sie haben arme Leute genug noch ärmer gemacht, um nun bald in das Ministerium zu kommen oder Präsident zu werden. Das ist ja Ihr Streben immer gewesen.

Der Regierungsrath wandte sich an den Justizrath. Lassen Sie uns fortfahren in unsrem Geschäfte.

Sie gingen auf dem Hofe weiter. Sie zählten und tarirten die Eichen und die übrigen Bäume, die dort standen. So gelangten sie zur andren Seite des Hauses.

Der Bauer wandte sich zu den Nachbarn, die eben hervorgetreten waren. Er bat sie, beim Fortschaffen seiner Sachen ihm behülflich zu sein und ihm ihre Wagen mit Pferden und Geschirr zu leihen, da er von dem Advocaten gehört habe, daß Wagen und Pferde auf dem Hofe nicht mehr sein Eigenthum seien, sondern zu dem Gutsinventarium

gehörten. Die bereitwilligste Hülfe wurde ihm zugesagt.

In diesem Augenblicke kam Jemand von der Stadt her rasch angeritten. Das Auge der Frau leuchtete vor Freude hell auf, aber nur einen kurzen Moment. Die Blässe einer ängstlichen Erwartung machte schnell der Freude Platz. Der Doctor! rief sie. Was wird er bringen?

Sie ahnte, sie fühlte, daß die letzte Entscheidung ihres Schicksals jetzt gekommen war. Alle fühlten es mit ihr.

Der Advokat stieg vom Pferde. Seine ernsten Züge trugen das Gepräge der Trauer.

Er wandte sich an den Hausherrn. Als Ihr kaum fortgegangen wart, Oberhage, kam die Post. Sie brachte den lange erwarteten Bescheid.

Alles drängte sich dicht um ihn schweigend. Kein Athemzug war hörbar.

Der Bescheid lautet abschläglich. Nach dem Berichte der Kammer muß es bei dem Urtel verbleiben.

Also es ist verloren! sagte der gewesene Hausherr.

Die Frau drückte das Kind auf ihrem Arme fester an sich, nahm die Hand des Knaben und ging still dem Hause zu.

Die Bauern zerstreuten sich, um Wagen und Pferde herbeizuholen. —

Noch bittre Augenblicke sollten auf die Unglücklichen warten.

Die Frau hatte bis zum heutigen Tage an dem Erfolge der Bittschrift an den Landesherrn nicht gezweifelt. Der Mann, obwohl er selbst wenig vertraute, hatte sich nicht entschließen können, ihren Glauben zu zerstören. So waren für den Abzug von dem Hofe fast keine Vorbereitungen getroffen. Von den, ihnen eigenthümlich zugehörigen Sachen war wenig aussortirt, nichts gepackt. Das Ehepaar unterzog sich jetzt still diesem Geschäfte und die älteste Tochter half; ihre Thränen fielen, wo sie ging und stand. Die Mutter weinte nicht. Der Vater schien sich Stärke zu holen an der Kraft der Frau.

Während ihrer Beschäftigung in der Stube war leisen Tritts, fast ungehört, Jemand in diese getreten. Es war ein großer, wohlbeleibter Mann mit dicken Hängebacken, kleiner Nase, breitem Kinn, einer großen Brille vor den kleinen, kaum sichtbaren Augen. Seine langen, grauen Haare fielen gescheitelt zu beiden Seiten des Kopfes. Er war von unten bis oben schwarz gekleidet; nur um den kurzen Hals trug er eine weiße Binde.

Er räusperte sich bei seinem Eintritte; dann sprach er mit salbungsvoller Stimme: Der Herr grüße Euch.

Der Bauer ging ihm entgegen und sagte höflich: Ich danke Ihnen, Herr Pastor. Die Tochter trat auf ihn zu, küßte ihm die Hand und verließ die Stube. Die Frau sah sich nicht nach ihm um und nickte etwas weniges mit dem Kopfe, ohne sich in ihrem Thun weiter stören zu lassen.

Ich höre, hob der Pfarrer an, daß die Commission angelangt ist, um Euch vom Hofe zu ermittiren.

So ist es, sagte der Bauer.

Ich komme, Euch mein Beileid zu sagen. Ihr müßt Euch christlich fassen in Euer Schicksal, das Ihr ja, vermöge des mehrjährigen Prozesses, lange genug habt vorhersehen können.

Um die Lippen der Frau zuckte es, als wenn sie eine bittere Antwort auf der Zunge habe. Ein begütigender Blick ihres Mannes traf sie; sie schwieg.

Jener fuhr fort: Der Herr führt die Seinigen oft in Trübsal. Aber der wahre Christ denkt bei jedem Verluste: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Ihr, meine Lieben, müsset auch so denken und dann wird der Trost des Himmels Euch nicht fehlen. Ueberdies müsset Ihr erwägen, daß Eure Sache doch nach den Gesetzen dieses Landes entschieden ist.

Die Frau konnte sich, trotz der Blicke ihres

Mannes nicht mehr halten. Herr Pastor, sagte sie kurz und entschieden, ich bitte Sie, verschonen Sie uns mit solchen Trostsprüchen.

Ein Blitz schoß aus den kleinen Augen des Geistlichen. Frau, Frau, sagte er in salbungsvoll warnendem Tone, Ihr seid immer hochmüthig und starr gewesen. Vor dem Herrn muß man sich demüthigen.

Der Bauer unterbrach ihn: Herr Pastor, machen Sie uns doch heute keine Vorwürfe.

Nun, nun; ich war eigentlich auch zu einem andern Zweck hierher gekommen. Ihr werdet Euch erinnern, daß Ihr in den letzten Jahren mehr Abgaben an die Pfarre entrichtet habt, als in früherer Zeit. Ihr habt zu der Calende zugelegt. —

Herr Pfarrer, nicht als eine Last des Hofes, sondern als eine freiwillige Gabe von mir und meiner Frau.

Ich weiß es. Gerade darum komme ich hierher. Ich wollte Euch nur ersuchen, bevor Ihr von hier abzieht, mir eine schriftliche Erklärung auszustellen, daß Ihr in letzter Zeit so viel mehr vom Hofe geleistet habt, und daß Ihr, wenn Ihr auf dem Hofe geblieben wäret, damit würdet fortgefahren sein.

Herr Pfarrer, dadurch würde ich ja eine neue Last auf den Hof bringen.

Mein guter Freund wäret Ihr denn nicht mit

Euren Leistungen fortgefahren, wenn Ihr Herr des Hofes geblieben wäret.

Das mag wol der Fall sein.

Nun dann könnt Ihr ja auch mit gutem Gewissen jene Erklärung unterschreiben.

Das kann ich nicht.

Mann, besinnt Euch nur. Ihr unterschreibt alsdann ja nur die Wahrheit.

Ich kann es nicht, Herr Pastor!

Aber so besinnt Euch doch, und seid nicht eigensinnig. Die Sache ist ja sehr einfach. Ihr sagt selbst und geradezu, wenn Ihr der Herr des Hofes bliebet, so würdet Ihr mit der Leistung der Calende, wie in den letzteren Jahren, fortgefahren sein. Warum könnt Ihr das denn nicht schriftlich von Euch geben? Ich verlange ja nichts weiter.

Herr Pastor, drängen Sie mich nicht.

Der Pastor wollte neue Gründe der Ueberredung vorbringen. Die Frau fiel ihm ins Wort: Kurz und gut, Herr Pastor, wir betrügen keine Leute, auch unsere Feinde nicht, und nun geben Sie sich keine Mühe mehr.

Der Geistliche war in Verlegenheit; er suchte sichtlich nach Worten, als dicht vor der Thür die Stimmen der sich nahenden Beamten laut wurden. Er mochte einsehen, daß er in deren Gegenwart sei-

nen Antrag nicht verfolgen könne. Er verließ, vielleicht in der Absicht zurückzukehren, die Stube.

In diese kehrte die Tochter zurück, gefolgt von dem Regierungsrathe, dem Richter und dem Advokaten.

Das Mädchen war sehr blaß, in ihren Zügen zeigte sich ein heftiger Schreck. Sie trat rasch auf ihre Muter zu, als wenn sie ihr etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Als sie aber vor ihr stand, schienen ihr im ersten Augenblicke die Worte zu fehlen. Erst nach einer Pause sagte sie: Mutter, Ihr hattet mich auf die Leinenkammer geschickt, um die Leinwand herauszugeben, die auf den Wagen sollte.

Nun? Und? fragte die Frau in großer Spannung.

Die Herren haben mir den Schlüssel abgenommen und wollen die Leinwand nicht herausgeben.

Wer hat das gethan? Wer will das nicht? fragte die Frau heftig, roth werdend vor Zorn. Man sah, daß ihr Heiligthum angegriffen war.

Der Herr Richter!

Ihr, Herr Richter? Meine Leinwand? Was habt Ihr mit meiner Leinwand zu schaffen?

Liebe Frau Oberhage, ich habe Euch ja vorhin schon gesagt, daß Ihr nur Euer Eigenthum, nur Euer pröperliches Eigenthum vom Hofe mitnehmen dürftet.

Wäre denn die Leinwand nicht mein Eigenthum?

Nein.

Und was wäre sie denn?

Sie ist Pertinenz des Hofes.

Die Frau schlug ein Gelächter auf, das Gelächter eines plötzlichen furchtbaren Zorns. Meine Leinwand, zu der ich, zu der meine Mutter, meine Großmutter, meine Urgroßmutter noch und dann wieder das Mädchen da, das Garn gesponnen, die wir selbst gewebt und gebleicht haben, an der tausend und abermals tausend Schweißtropfen von uns kleben, von uns, Herr Richter, die sollte Pertinenz Eures Hofes sein, die sollte nun Euch gehören, oder dem Herrn Regierungsrathe da?

Sie sah Einen der beiden Herren nach dem Andren an; dann setzte sie, ruhiger werdend, mit Spott hinzu: Bildet Euch etwas Andres ein, Ihr Herren, aber meine Leinwand bekommt Ihr nicht.

Sie ist Euer Schatz, Euer Stolz, Frau Oberhage, erwiederte mit seiner immerwährenden Freundlichkeit der Richter, alle Welt weiß das, aber es ist doch einmal nicht zu ändern. Ihr dauert mich. Die Leinwand gehört zum Hofe und nicht Euch.

Der Zorn der Frau drohte von Neuem loszubrechen. Der Advokat kam zuvor. Der Herr Justizrath hat leider Recht, sagte er. Die vorräthige

Leinwand, insofern sie nicht zu Euren und Eurer Kinder persönlichen Bedürfnissen nöthig erscheint, ist nach den Gesetzen ein Zubehör der Hofwirthschaft. Ihr müßt Euch schon darein ergeben.

Die Frau warf noch einen Blick auf ihren Mann. Auch dort fand sie keine Hülfe. Er sah still, in sich gekehrt vor sich.

So nehmt sie hin, sagte sie entschlossen. Sie suchte ein heftiges Zittern, das sich ihrer bemächtigte, zu verbergen, indem sie sich wieder zu ihrer Arbeit wandte..

Diese förderte sie rasch mit Hülfe der Tochter, des weinenden Gesindes und der Nachbarn. —

Die Wagen standen reisefertig vor der Thür, bepackt mit den sämmtlichen Habseligkeiten des vertriebenen Hofbesitzers. Die Nachbarn standen umher, stumm, innige Theilnahme und verhaltenen Groll in den kräftigen Gesichtern. Das Gesinde, Knechte, Mägde, klein und groß, Knaben, die seit Kurzem erst aufgenommen waren, und gekrümmte Greise, die vielleicht schon dem dritten Geschlechte auf dem Hof dienten, befanden sich zur Seite, gleichfalls stumm, aber den unverhaltenen Schmerz im Gesichte. Die Herren von der Kommission saßen an dem langen Tische unter der Ulme und frühstückten. Die Gensdarmen und Gerichtsdiener waren in der Nähe.

Der Bauer, seine Frau und seine Kinder waren im Hause zurückgeblieben. Man wartete auf sie. Nach einer Weile traten sie heraus. Zuerst der Mann, dann die Frau, das kleinste Kind auf dem Arm, den Knaben an der Hand führend. Zuletzt kam die ältere Tochter. In den Mienen der Eltern, wie der Tochter, sprach sich die Würde der gefaßten Ergebung in ein hartes Schicksal aus.

Der Mann und die Frau warfen prüfende Blicke auf die dastehenden Wagen. Sie schienen Alles in Ordnung zu finden. Sie gingen dann auf einen Wagen zu, auf dem Sitze für sie zurecht gemacht waren. Die Frau nahm hier das Kind von ihrem Arme und stellte es auf die Erde. Sie that dies, um, wie es den Anschein hatte, freier Abschied nehmen zu können.

Beide, Mann und Frau, gingen nunmehr zuerst zu den Nachbarn, dann zu dem Gesinde. Sie reichten jedem Einzelnen die Hand. Gesprochen wurde kein Wort. Die Tochter nahm nur von den Dienstboten Abschied.

Der Knabe sah sich unterdeß die Umgebung an. Das kleine Mädchen lief zu einem Haufen Hühner, der in der Nähe sein Futter suchte. Ein schneeweißes Hühnchen mit einer Krone auf dem Kopfe,

kam ihr zahm entgegen. Sie nahm es in ihre Aermchen und spielte damit.

Plötzlich schien dem Knaben ein Gedanke aufzutauchen. Er eilte zu der Mutter, die das schwere Amt des Abschiednehmens beendigt hatte.

Gehen wir nun ganz fort, Mutter? fragte er.

Ja, mein Kind, um nicht wiederzukehren.

Nehmen wir denn mein Füllen und mein Rind nicht mit? Du versprachst mir doch heute früh, ich solle sie groß ziehen.

Ich versprach es Dir, mein Kind, aber jetzt gehören sie nicht mehr uns.

Der kräftige Sinn der Mutter waltete schon in dem Knaben. Kaum eine Miene des Gesichts verzog sich.

Werden sie auf dem Hofe bleiben, Mutter?

Sie werden hier bleiben.

Er lief zu den Knechten und bat sie, sein Rind und sein Füllen zu pflegen, daß sie keine Noth litten. Er kehrte zufrieden zu der Mutter zurück.

Aber diese sollten noch einen anderen Kampf bestehen.

Mein weißes Hühnchen nehme ich aber mit mir, Mutter! sagte das kleine Mädchen, das zarte Thier an ihre Brust drückend.

Gehört das Hühnchen auch zu dem Inventarium?

fragte die Frau den Advokaten, der neben ihr zwischen den Bauern stand.

Aber Frau Oberhage, eine solche Kleinigkeit —!

Gehört das Huhn zum Inventarium?

Ja!

Kind, das Hühnchen müssen wir hier lassen. Ich schenke Dir ein neues.

Ich lasse mein Hühnchen nicht; ich nehme mein weisses Hühnchen mit mir.

Das Kind weinte.

Der kleine dicke Justizrath, Zeuge des Auftritts, stand auf. Frau Oberhage, laßt das Kind das Hühnchen mitnehmen. Unter Genehmigung des Herrn Regierungsraths schenke ich es euch.

Das Kind sprang vor Freude in die Höhe und ließ das Huhn auf seinen Händchen tanzen.

Einen Augenblick stand die Frau im heftigen Kampfe mit sich selbst. Sie sah auf das frohlockende Kind, sie sah auf Haus und Hof, die sie verlassen sollte; aber rasch sich entschließend trat sie zu dem Kinde, nahm ihm das Huhn aus dem Arme und ließ es fortlaufen. Zu dem Justizrath sich wendend, sagte sie: Herr Richter, wie wehe es mir thut um des unschuldigen Kindes willen, ich mag nichts geschenkt haben von Euch und dem Regierungsrathe.

Aber sie konnte die Worte kaum vollenden. Die Kraft der starken Frau schien plötzlich gebrochen. Heftige Thränen stürzten aus ihren Augen. Sie nahm das weinende Kind auf den Arm und drückte es an sich und verbarg ihr Weinen in dem schönen gelben Haare des Kindes. Nach einer Weile übergab sie dieses der älteren Tochter.

Dann faßte sie die Hand ihres Mannes. Noch einen Gang, Vater, sagte sie.

Sie führte ihn in das Gärtchen neben dem Leibzuchtshause. Sie setzte sich auf die Bank, auf der sie am Morgen mit den Kindern gesessen hatte. Er setzte sich neben sie.

Vater, sagte sie, laß mich hier ausweinen, wo es die Leute nicht sehen, damit mir das Herz wieder leicht wird.

Mache Dir das Herz leicht, Mutter.

Sie legte ihre beiden Arme auf seine Schultern und ihr Gesicht an seine Brust. Er umfaßte sie.

Der starre Schmerz in ihr löste sich jetzt gewaltsam auf, in vielen bitteren Thränen.

Nach einer langen Pause richtete sie sich empor.

Christoph, sagte sie, — sie hatte ihn seit einer Reihe von Jahren bei diesem Namen nicht mehr genannt — Christoph, du bist mir doch nicht böse, daß ich hier weine, wie ein kleines, verzogenes Kind?

Ich bin Dir gut, wie immer, Catharine. Kann ich doch selbst kaum das Weinen zurückhalten.

Es war zu viel für mich. Ich hatte wohl oft an den heutigen Tag gedacht. Aber er war schwerer, als ich gefürchtet hatte.

Der Herr wird es anderswo wieder geben, was er uns hier genommen hat.

Sie schüttelte den Kopf. Was er uns hier genommen hat, kann er uns nicht wieder geben. Meine Voreltern sind hier geboren und gestorben. Meinen Vater und meine Mutter haben sie aus diesem Hofe auf den Kirchhof getragen. Mit Schmerzen habe ich Dir hier meine Kinder geboren. Dreien von ihnen haben wir hier die sterbenden Augen zugedrückt. O, Christoph, und nun sollen fremde Menschen einziehen, in diese Stätten, in die Stätten, die Schmerz und Freude uns zu einem Heiligthum gemacht hatten.

Der Schmerz der Frau hatte etwas Großes, Erhabenes. Er verlieh ihr Ausdrücke, sonst fremd ihrem Stande, wie ihrem Munde.

Sie fuhr fort: Und all unser Mühen, all unser Plagen ist nur für andere Leute gewesen. Der saure Schweiß meiner alten Mutter, der meinige, der deinige, sie sollen unsren Kindern nicht zu Gute kommen. Nur für unsere Kinder meinten wir uns

zu quälen, und nun sollen wir für diese Blutsauger gearbeitet haben?

Der Mann hatte keinen Trost für sie.

Sie sprach in ihrem Schmerze weiter: Da liegt es nun, das schöne große Haus, da liegt der grüne Wald, da liegen die Felder und Weiden. Wie oft habe ich im Geiste unsren Knaben als rüstigen Herrn darin wirthschaften sehn, eine Frau ihm zur Seite, wie wir Beide vor zwanzig Jahren. Nun schalten fremde Leute da. Und in dem Leibzuchtshause da vor uns, das wir uns hatten ausbauen und bequem einrichten lassen für unsre alten Tage, wer wird darin wohnen? Wir werden unser Alter nicht darin beschließen. Wir werden anderswo unser Haupt niederlegen, in Unruhe und in Sorgen.

Mache Dir das Herz nicht von Neuem schwer, Catharina.

Es ist mir leichter. Es mußte herunter, was so schwer darauf lag. — Laß uns jetzt gehen, die Menschen werden uns vermissen.

Sie nahm ihr Taschentuch, hauchte hinein und wischte die Augen, damit man nicht sehen solle, daß sie geweint habe. Dann ging sie festen Schritts zu den Wagen zurück, der Mann ihr zur Seite.

Es war die Zeit des Mittagessens. Um diese Zeit fanden sich täglich ein Dutzend arme Leute, alte

Frauen und Greise auf dem Hofe ein, wo sie seit Jahren gespeist wurden. Sie waren auch jetzt erschienen. Sie standen traurig, gesenkten Blickes, zur Seite. Die Frau sah sie. Es sollte ihr letzter Schmerz auf ihrem bisherigen Eigenthum sein. Sie trat auf die Leute zu.

Ich kann Euch kein Mittagbrot mehr reichen, sagte sie, ein andrer Herr ist jetzt hier.

Ein alter Mann auf zwei Krücken trat vor: Wir sind heute nur gekommen, um Euch zu danken, sagte er, und Gott zu bitten, daß Er Euch vergelten möge, was Ihr und Euer Mann und Eure Kinder und Eure Vorfahren auf diesem Hofe an der Armuth gethan. — Wir haben gehört von dem Unrecht, das Euch geschehen ist; aber das Unrecht der Menschen ist der Segen des Himmels. Lebet wohl, fahret in Frieden zu Eurer neuen Heimath. Der Herr segne Euch immerdar.

Seine Krücken trugen ihn zurück in die Reihe der Bettler, die betend, die Hände gefalten, da standen.

Die Frau beschenkte Jeden von ihnen reichlich. Der Herr sei auch mit Euch, sagte sie.

Sie ging zu dem Wagen. Sie sprach kein Wort mehr. Die Kinder saßen schon. Sie stieg gleichfalls auf. Ihr Mann folgte ihr. Sein Bruder, der mit ihnen fuhr, war der Letzte. Sie nahm das

kleine Kind auf ihren Schooß, dann zog sie ihr Tuch tief über das Gesicht, daß man nichts von diesem sehen konnte.

Die Wagen fuhren langsam vom Hofe.

Ein Bedienter sprengte zu Pferde herein, an den abfahrenden Wagen vorbei. Er überreichte dem Regierungsrath Freiherrn von Eilenthal einen Brief mit einem großen Siegel. Der vornehme Mann öffnete ahnungsvoll und las.

Der Justizrath sah ihm neugierig über die Schultern.

Ah, ich gratulire unterthänigst, Herr Präsident. Ich freue mich, daß ich der erste bin, der Ihnen seine Glückwünsche darbringen kann. Ich empfehle mich Ihrer fernern Gnade.

Die Bettler vor dem Hause stimmen in langsamen feierlichen Tönen das Lied aus dem Gesangbuche an:

Meine Seele, laß es gehen,
Wie in dieser Welt es geht.
Laß auch gerne das geschehen,
Was Dein Herz hier nicht versteht.
Arme Seele, fromm und stille,
Denk, es waltet Gottes Wille.

Ist Dir gleich die Welt zuwider,
Bist Du selbst der Freunde Spott,
Drücken Feinde Dich darnieder,
So vertraue Deinen Gott.

Bleib, o Seele, fromm und stille,
Denk, es waltet Gottes Wille.

Ist auch in dem bangen Herzen
Nichts als Kummer, Sorg und Leid,
Zagst Du unter bangen Schmerzen
Hier in dieser Sterblichkeit;
Bleib, o Seele, fromm und stille,
Denk, es waltet Gottes Wille.

Gott erbarmt sich seiner Frommen
Wenn das Kreuz sie hat bewährt,
Läßt sie zu dem Frieden kommen,
Den schon lange sie begehrt.
Bleib, o Seele, fromm und stille,
Denk, es waltet Gottes Wille.

Nach dem Regen scheint die Sonne,
Freude folgt auf Traurigkeit
Angst verwandelt sich in Wonne,
Und in Himmelslust das Leid.
Bleib, o Seele, fromm und stille,
Denk, es waltet Gottes Wille.

III.

Das Hofleben.

Der Hof war seit einigen Tagen in dem reizend gelegnen Lustschlosse. Er pflegte in jedem Frühjahre sich hier eine Zeitlang aufzuhalten.

Es war sehr früher Morgen.

Der Monarch lebte durchaus pünktlich. Mit dem Glockenschlage zehn begab er sich des Abends zur Ruhe, um fünf Uhr des Morgens stand er auf. Er hatte sich schon seit Jahren an diese Regelmäßigkeit gewöhnt; in dem hohen Alter war sie ihm zum Bedürfnisse geworden. Was zu seiner unmittelbaren Bedienung und zu seiner nächsten Umgebung gehörte, mußte sich derselben Lebensweise unterwerfen, um den übrigen Theil des Hofes bekümmerte er sich nicht, und man bekümmerte sich nicht viel um ihn, besonders nicht, wenn sein Enkel da war, der Erbprinz. Sein einziger Sohn war längst gestorben, auch dessen Gemahlin.

Bald nach dem Aufstehen nahm der alte Herr ein einfaches Frühstück ein; er war schnell damit fertig. Dann, während des Aufenthalts in dem Lustschlosse, ging er eine Stunde lang in dem Park spazieren, der unmittelbar an das Schloß stieß. Dies war auch die Stunde, in der er diejenigen hörte, die ihm Bitten vorzutragen hatten, denn er hatte die vortreffliche Eigenschaft, jeden seiner Unterthanen zu hören, freilich nur, wenn Jemand vor ihn gelassen wurde.

Es war noch vor fünf Uhr Morgens. In dem eleganten Vorgemache vor dem Cabinet des Monarchen saß in einem großen, bequemen Lehnsessel einsam ein alter Mann. Er war sehr sorgfältig gekleidet in schwarzem Frack, schwarzseidenen kurzen Beinkleidern, weißseidenen Strümpfen, Schuhen mit kleinen silbernen Schnallen, weißer Weste, weißer Halsbinde. Drei Orden schmückten die Brust. Der alte Mann hatte den kleinen schmächtigen Körper nachlässig ausgestreckt. Der eine Arm lag auf einem Marmortische, der neben dem Sessel stand; der andere ruhte auf der Lehne des Sessels. In der Hand ruhte das kluge Gesicht des Mannes.

In dem Gemache herrschte eine Todtenstille. Auch draußen hörte man keinen Laut. Es war, als ob das ganze Schloß, bis auf den alten Mann im

Lehnsessel, ausgestorben wäre und hier die Leichenwache gehalten würde.

Es klopfte leise an der äußeren Thüre. Fast noch leiser hauchte der alte Mann ein Herein. Die Thür wurde langsam, vorsichtig, kaum hörbar geöffnet. Ein Laquai, in voller Livree, trat ein. Beinahe nur auf den Fußspitzen schritt er auf den alten Mann zu.

Die Frau ist wieder da! flüsterte er.

Heute nicht! entgegnete ihm der Alte mürrisch, aber mit eben so flüsternder Stimme.

Sie will sich nicht mehr abweisen lassen.

Heute nicht.

Ich werde sie nicht mehr los.

Ich sage, heute nicht.

Sie läßt Sie demüthig bitten, Herr Laubfrosch.

Unerträglich.

Sie haben ja sonst ein so gutes, edles Herz.

Ach was!

Das ganze Land weiß es und ehrt Sie.

Hm, hm!

Sein Sie barmherzig gegen die arme Frau.

Lasse Er sie hereinkommen. Ich will sie fragen. Aber daß sie kein Geräusch macht.

Der Laquai ging. Nach einer Weile trat eine Frau aus den unteren Ständen herein. Sie trug

ärmliche, aber reinliche Kleidung. Ihr Aussehen war das des Hungers und des Grams.

Was will Sie? Aber spreche Sie leise.

Ach, Herr Kammerdiener —

Ich heiße Laubfrosch.

Der Monarch war in seiner Jugend kurzweilig gewesen, man nannte es genial. Zu den Erscheinungen seiner Genialität gehörte es, daß er zu seiner Bedienung nur Leute nahm, die absonderliche Namen führten. Der alte Kammerdiener war ein Ueberbleibsel aus der Zeit dieser genialen Launen. Kammerdiener hörte er sich nicht gern nennen, vielleicht nicht, weil er fühlte, daß der Titel nicht zu den Orden passe, mit denen sein Herr und ein paar kleine regierende Fürsten ihn begnadigt hatten.

Lieber Herr Laubfrosch, sagte die Frau, ich warte schon drei Tage. Ich verhungere, meine armen Kinder zu Hause verhungern.

Warum läuft Sie fort von ihnen?

Lassen Sie mich heute den Herrn sprechen, guter Herr Laubfrosch. Es hängt ja nur von Ihnen ab.

Was will Sie von dem Herrn?

Gnade für meinen Mann.

Und was ist mit Ihrem Manne?

Ach, lieber Herr Laubfrosch, wir sind so sehr arm. Anderthalb Jahre hat mein Mann krank ge-

legen; ein ganzes Jahr lag ich. Mit unserm kleinen Gewerbe war es aus. Mildthätige Menschen giebt es in den großen Städten nicht. Wer etwas thun möchte für die Armuth, hat selbst nichts. Wir litten Noth. Wasser hatten wir wohl noch zum Trinken, aber wir hatten Nichts mehr zum Essen. Seit drei Tagen hatten wir schon gehungert. Da ließ mein armer Mann von der Noth und vom Bösen sich verführen. Er nahm von den Vorräthen eines reichen, hartherzigen Mannes einen Scheffel Kartoffeln. Wir konnten für eine, wohl auch für anderthalb Wochen davon leben.

Also ein Dieb!

Es kam heraus. Er wurde gefangen. Sein Geständniß, sein Bitten, unser schweres Leiden, das Elend meiner vier verhungerten Kinder, nichts half. Sie verurtheilten ihn zu schwerer Zuchthausstrafe.

Und jetzt will Sie um Gnade für ihn bitten?

Ach, stehen Sie mir bei, lieber Herr Laubfrosch. Wenn ich nur den Herrn sprechen und ihm unsre Noth vorstellen kann.

Daraus kann nichts werden. Sie muß sich an den Justizminister wenden.

Das haben wir schon gethan. Er hat uns abgewiesen.

Dann gehe Sie mit Gott. Der Herr läßt der Gerechtigkeit den Lauf.

Davon sprechen sie Alle. Alle sagen sie, der Gerechtigkeit müsse ihr Lauf werden, wenn es dem Armen gilt. An das Elend der armen Leute denkt Niemand. Der Herr wird anders denken. Er ist ja fromm und gottesfürchtig und der liebe Gott ist doch auch den Armen ein Vater.

Ich sage Ihr, Frau, der Herr mischt sich nicht in Justizsachen. Die gehen den Justizminister an. Ich kann Sie nicht vorlassen. Es hilft Ihr nichts.

Die äußere Thür öffnete sich wieder, kaum hörbar. Ein großer, starker Herr in Hofkleidung, mit vielen Orden auf der Brust, trat auf den Zehen herein.

Der Herr schon auf?

Der Kammerdiener, indem er die Frage mit einem Kopfschütteln verneinte, erhob sich, verbeugte sich vor dem Eintretenden und schritt nachlässig auf ein Fauteuil zu.

Der große Herr kam ihm zuvor. — Danke, danke, alter Laubfrosch! Ich werde schon Platz finden.

Er schob den Stuhl etwas vor und setzte sich hinein. Der Kammerdiener aber ging zu der Thür. Er öffnete diese, dann wandte er sich an die weinend dastehende Frau.

Jetzt gehe Sie! sagte er kurz und befehlend.

Die Frau ging. Mit schwererem Herzen mochte das fürstliche Vorgemach noch nicht verlassen sein.

Der Kammerdiener legte sich wieder bequem in seinen Sessel zurück.

Was wollte die Frau? fragte der fremde Herr.

Gnade für einen Dieb, ihren Mann.

Pah, das gemeine Volk wird frech. — Schönes Wetter draußen, lieber Laubfrosch. Ich hoffe, der Herr wird in guter Laune aufstehen.

Gebe es Gott; er ist seit einiger Zeit wieder sehr verdrießlich.

Das Alter, mein alter Freund!

Und die Jugend!

Die Jugend?

Seine Hoheit, der junge Herr Erbprinz! — sagte der Kammerdiener mit Bosheit.

Ja, ja, die Jugend pflegt dem Alter mehr Unruhe zu machen, als das Alter der Jugend. Das ist einmal so der Lauf der Welt. — Der fremde Herr lachte.

Verkehrte Welt, Durchlaucht. Die Jugend will Unruhe, das Alter Ruhe.

Sehr wahr, mein alter Philosophus.

Sie, Herr Fürst, möchten den Herrn heute auch gerade sehr ruhig finden.

Warum das, mein geehrter Gönner? sagte der Fürst etwas betroffen.

Ich habe so etwas gehört.

Hat der Alte wieder einmal geplaudert?

Seit der Erbprinz wieder hier ist, spricht er kein Wort.

Der Fürst wurde unruhig. Er stand auf und ging in dem Gemache auf und ab.

Wiewohl er sehr leise ging, so sagte ihm doch der Kammerdiener boshaft: Um Gottes willen, Durchlaucht, langsam, stören Sie nicht den kostbaren Schlaf Seiner Hoheit.

Du hast Recht, alter Sünder. Woher weißt du, was ich von dem Herrn will?

Ich!?

Du! Warum meintest Du, ich wünschte ihn heute ruhig zu finden?

Ich vermuthe das so.

Alter, ich denke, wir Beide brauchen gegenseitig keine Geheimnisse mehr zu haben.

In Wahrheit, ich vermuthe nur. Gestehen Sie selbst, die Sache ist sehr einfach und natürlich. Sie wollen für Ihren Neffen das Regiment. Der Herr hat es dem alten Obersten versprochen. Der Oberst ist ein tapfrer, würdiger Krieger, er hat dreißig Jahre dem Vaterlande treu gedient; er ist die Zierde der

Armee; er hat eine starke Familie. Ihr Neffe ist ein junger Mann —

Ohne Verdienst, unterbrach ihn der Fürst, dennoch wie ein Pilz rasch in der Armee von Grad zu Grad in die Höhe geschossen, nur von Familie, und — und was hast Du etwa noch hinzuzusetzen?

Daß bis zur morgenden Parade das Regiment vergeben sein muß.

Richtig. Alter Freund, bist Du so ehrlich als schlau?

Dann?

Dann stehst Du mir bei!

Dann?! Eine schöne Ehrlichkeit! Aber was bedürfen Sie meines Beistandes? Der mächtige, reiche Fürst Brodi, der Alles vermögende Günstling des regierenden Herrn, der in dem Schlaf-Kabinet des Herrn zu Hause ist, wie bei sich selbst?

Höre auf. Jeder von uns weiß, wo er des Andren bedarf. Du kannst meiner einmal bedürfen.

Vollkommen richtig, Euer Durchlaucht. Warum sagten Sie mir nur nicht früher von der Sache?

Braver alter Freund! —

Der Fürst drückte dem Kammerdiener die Hand.

Der Ton einer feinen Silberglocke schlug an, nur einmal.

Der Kammerdiener war mit einem Satze in dem Cabinet, aus dem der Ton kam.

Alter Spitzbube! murmelte der Fürst Brodi hinter ihm drein.

Nach etwa zehn Minuten kehrte der Kammerdiener zurück. Die beiden setzten flüsternd ihr Gespräch fort.

Alles gut, sagte der Kammerdiener. Hoheit haben vortrefflich geruht, sind sehr gnädig aufgestanden, wegen des Regiments schon vorbereitet. Es wird gehen. — Aber ein Dienst ist des andren werth.

Nun?

Das Gärtchen hinter dem Park mit dem Sommerhäuschen —

Du hättest es gern —?—

Der alte Herr ist gegen Niemanden geiziger als gegen mich, besonders seit ein paar Jahren. Er rechnet mir bei der geringsten Gelegenheit vor, was der Erbprinz ihn kostet.

Du möchtest das Gärtchen haben?

Nicht für mich; für meine kranke Schwiegertochter. Der Sommeraufenthalt dort würde sie stärken.

Ein Dienst ist des andren werth, alter Freund!

Unterthänigsten Dank, Durchlaucht!

Uebrigens, der Erbprinz führt allerdings eine heillose Wirthschaft.

Die Horberg ist auch wieder da.

Das Weib des Rebellen!

Wie der alte Herr sie nur dulden mag?

Da hilft kein Vorstellen und kein Zureden. Das Unglück der Großväter ist, daß sie gegen die Söhne zu hart waren; der Enkel läßt sie es büßen.

Leider, der junge Herr hat eine erschreckliche Gewalt über den Herrn.

Die arme Prinzeß dauert mich.

Welche?

Ich meine die Erbprinzeß, seine Gemahlin. Die Schwester, Prinzeß Amalie —

Nun?

Ach nichts.

Schelm, Du wolltest —

Schweigen.

Und nichts weiter?

Durchlaucht, wie gefällt Ihnen der reiche Amerikaner?

Der Master Buschby?

Haben Sie ein Auge auf ihn.

Wie so?

Ein frecher Bursch mit einem insolenten Wesen!

Es klingelte wieder in dem Cabinet. Der Kammerdiener eilte hinein. Nach einer Minute kehrte er zurück.

Hoheit befehlen zu promeniren, sagte er mit lauter Stimme.

Der Fürst Brodi, der tägliche Begleiter des Monarchen auf der Morgenpromenade, ging in das Cabinet.

Alter Schuft! rief leise der Kammerdiener hinter ihm drein. —

Der Park, der hinter dem Schlosse lag, und in dem der Monarch jetzt mit dem Fürsten Brodi seinen Spatziergang machte, breitete sich in weitem Umfange aus. Gartenanlagen, Teiche, mit Reben bepflanzte Hügel, Wald und dichte Buschpartieen wechselten in anmuthiger, dem Anschein nach wilder und dennoch sinnvoll geordneter Mischung darin, aber das Ganze war mit einer hohen Mauer umschlossen, in der sich etwa drei bis vier kleine Pförtchen befanden. Gleich hinter der Mauer lag ein dichter Wald, den ein paar Chausseen nach verschiedenen Richtungen durchschnitten.

Auf einer dieser Chausseen kam langsam eine elegante Reisechaise, von zwei überaus kräftigen und dennoch leichten Braunen gezogen, herangefahren. Ein bärtiger Mann, von jüdischem Ansehen, in einen großen Kutschermantel beinahe eingehüllt, saß auf dem Bocke. Der Wagen selbst war verschlossen, so daß man nicht hineinsahen konnte. Er hielt am Saume des Waldes. Der Schlag öffnete sich.

Ein kleiner Mann, ebenfalls von jüdischem Aussehen, sehr reich gekleidet, stieg aus und ließ den Schlag offen.

Dreh' um, Abraham! sagte er in jüdischem Dialekte zu dem Kutscher.

Der Kutscher wendete, so daß Pferde und Wagen wieder nach der Gegend gerichtet waren, aus der sie gekommen.

Halt!

Der Wagen hielt. Der kleine Mann ging an ihn heran. Er besah ihn genau von allen Seiten, als wenn er sich überzeugen wolle, daß nirgends ein Fehler oder Gebrechen sei. Eben so sorgsam musterte er das Geschirr und den Bau der kräftigen Pferde.

Paß wohl auf, Abraham, wenn ich zurückkehre.

Hab' keine Sorge, Moses!

In dem Moment, wo ich einsteige, jagst Du davon. Aber nicht früher, hörst Du, nicht früher.

Wie werde ich früher? sagte schneidend in demselben Dialekte der Kutscher.

Nicht eher, bis ich ganz sicher im Wagen bin, bis Du es siehst, bis Du hörst, daß ich den Schlag wieder zugeworfen habe. Du mußt es hören, Du mußt aufpassen mit dem Ohr, denn Du darfst die Pferde nicht aus den Augen lassen.

Sei nicht ängstlich, Thor!

Und noch eins, steige unterdeß nicht vom Bock und laß auch den Schlag offen, daß ich gleich hineinspringen kann, wenn ich zurückkehre.

Der Kutscher antwortete nicht mehr.

Ach noch eins. Lieber Abraham, werden die Thiere es auch aushalten? Sechs Meilen? Ohne auszuruhen? Wird der Wagen auch nicht zerbrechen?

Geh, ängstlicher Narr, und laß mich für Wagen und Pferde sorgen.

Der kleine Mann sah nach der Uhr.

Punkt fünf! Es ist gerade Zeit! — Noch einmal, paß auf, lieber Abraham, ich bitte Dich.

Er eilte, in einer Art schleichenden Laufens oder, wenn man lieber will, laufenden Schleichens auf ein dicht neben der Chaussee befindliches Pförtchen der Parkmauer zu. Behutsam sah er sich nach allen Seiten um. Er gewahrte Niemanden. Er zog einen Schlüssel hervor und schloß damit rasch das Pförtchen auf. Er öffnete es leise nur eben so weit, daß er hindurch schlüpfen konnte. Den Schlüssel zog er aus. Behende war er in dem Park. Das Pförtchen zog er hinter sich zu.

Wiewol er sich unbemerkt geglaubt hatte, war doch Jemand da, der mit aufmerksamem Auge allen seinen Bewegungen gefolgt war.

In dem Augenblicke, als der Kutscher den Wagen wendete, trat in einiger Entfernung aus dem Dickicht des Waldes ein Mann heraus. Es war eine sehr auffallende Figur. Weit über die gewöhnliche Mannslänge hinausragend, war er von außerordentlicher Dürre. Starke Knochen, breite Schultern, ein muskelkräftiger Arm und eine große starksehnige Hand verriethen aber eine seltene Körperkraft. Zu der sonderbaren Figur paßte eine auffallende Kleidung. Er trug ein kurzes braunes Wamms von der Farbe und dem groben Zeuge der Kutten der Bettelmönche, kurze braune lederne Beinkleider, grauleinene Kamaschen, die bis an die Beinkleider hinauf reichten und breite, harte Schuhe. Der Kopf war mit einem alten, zerdrückten, grauen Hute bedeckt, an dessen breiter Krempe man nicht mehr zu unterscheiden vermochte, ob sie früher eine dreieckige oder runde Form gehabt hatte. Ueber den Rücken hatte er einen Zwerchsack gehängt, aus dem eine alte, braune, fast schwarze Geige hervorsah. Das Alter des Mannes war schwer zu bestimmen. Sein Haar, dicht und fest gewachsen, hatte völlig jene Mausefarbe, die auch im spätesten Alter sich selten zu verändern pflegt. Das Gesicht war schrecklich zerfurcht, aber wie tief die Furchen waren, so fest, fast eisern erschienen die Umrisse. Der Blick

des Auges war scharf. Sah man noch so prüfend den Mann an, man blieb ungewiß, ob man einen Funfziger, einen Sechziger oder einen Siebziger vor sich habe.

Dieser Mann, aus dem Dickicht des Waldes hinaustretend, war im Begriffe, ohne viele Umstände über den Chausseegraben zu springen, als er nicht weit von sich das Gefährte und die beiden Männer gewahrte. Sich mit schnellem Blicke überzeugend, daß er nicht bemerkt sei, zog er sich rasch in das Gebüsch zurück. Hinter dichtem Laube versteckt, beobachtete er hier mit großer Aufmerksamkeit jede Bewegung der Männer, die zu weit von ihm entfernt waren, als daß er ihre Worte hätte vernehmen können. Als der eine der beiden Männer in dem Park verschwunden war, schlich er langsam zurück, und indem er, um auf keine Weise bemerkt zu werden, einen Halbkreis beschrieb, kam er aus dem Walde an einer Stelle heraus, die unmittelbar an den Park stieß und wo er von dem auf der Chaussee haltenden Kutscher nicht gesehen werden konnte.

Er war hier zugleich nicht weit von dem Pförtchen, durch das der eine der Männer in den Park gegangen war. Nachdem er sich eine Weile besonnen, schlich er sich zu demselben. Er versuchte es

zu öffnen. Es war verschlossen. Er kehrte zurück, längs der Mauer schreitend, rasch, aber beinahe so völlig lautlos, daß auch das feinste Ohr unmittelbar auf der andren Seite ihn nicht würde gehört haben. An einer Stelle, wo jenseits der Mauer dichtes Gebüsch zu sehen war, stand er still. Ein Baumast hing dort herüber, so niedrig, daß der lange Mensch ihn bequem mit der Hand erreichen konnte. Er besah sich genau den Ast, die Stärke, die Länge, dann die Mauer, ihre Höhe, die einzelnen etwas hervorragenden Steine. Plötzlich faßte er mit beiden Händen den Ast an; fast genau in demselben Augenblicke stemmte er die Füße gegen die Mauer, dem ganzen Körper einen kräftigen Schwung gebend. Ehe man sich darauf hätte besinnen können, was er durch seine Bewegungen wolle, saß er schon jenseits oben in dem Baume; es war als wenn eine ungeheure braune Katze hinaufgesprungen wäre. Im Momente nachher war er unten; nur ein ganz leises Knistern der Baumzweige verrieth, wie er sich hinuntergleiten ließ.

Er stand in einem dichten Gebüsch, das sich bis hart an die Mauer hinzog. Um ihn her war Alles still. Nur einige Vögel sangen und zwitscherten über ihm in den Bäumen. Er brach sich behutsam Bahn durch das verworrene Gebüsch. So kam er

in einem schmalen gewundnen Gang. Diesen verfolgte er, nach der Seite des Pförtchens hin, durch welches der Mann mit dem jüdischen Aussehen gegangen war.

Er hielt sich immer dicht an der Mauer. Nach einer Weile hatte er das Pförtchen erreicht. Er befand sich hier in einem breiten Fahrwege, der in mannigfachen Krümmungen den Park durchschnitt, vom Schlosse auszugehen und zum Schlosse wieder zurückzuführen schien. Dem Pförtchen gerade gegenüber war eine offene Wiese. Rechts zogen sich weite Alleen hin; hinter denselben spiegelten die Strahlen der frühen Morgensonne sich in dem ruhigen Wasser eines Teiches. Links dehnte dasselbe Gebüsch, aus dem er gekommen war, sich weiter aus. Kein Mensch, kein anderes lebendes Wesen war zu sehen; zu hören nur die Vögel in den Bäumen.

Er stand eine Minute lang unschlüssig, wohin er sich wenden solle. Er entschied sich für das Gebüsch. Mit seiner Katzenbehendigkeit und Behutsamkeit schlich er darin fort, nach einer erhöhten Stelle hin, die er sich gemerkt hatte. Er erreichte diese. Sie war noch ein Theil des Gebüsches, in dem er sich befand; auf ihrer Spitze standen in einem regelmäßigen Dreieck drei hohe, schlanke Edeltannen. Nach dieser hin lichtete sich das Gebüsch. Er wollte dar-

auf zuschreiten, als er nicht weit von sich ein Knistern hörte, als wenn Jemand dort ginge. Er stand still, den Athem anhaltend. Er sah sich nach allen Seiten um, aber er befand sich noch zu tief im Gebüsch, er konnte nichts entdecken; er sah nur Zweige und Blätter und darüber hinweg nicht weit von sich die drei Edeltannen, in denen der Morgenwind mehr flüsterte als rauschte.

Für jeden Andren wäre die Lage eine schwierige gewesen. Daß sich Jemand in seiner unmittelbaren Nähe befand, war keine Frage, denn das Ohr, nun einmal aufmerksam geworden, konnte ganz deutlich die Tritte eines Menschen unterscheiden, der sich nicht entfernte. Der lange Mann mit dem braunen Wamms und der schwarzen Geige mußte aber an solche Situationen gewöhnt sein. Ohne sich lange zu bedenken, schritt er auf einem Umwege auf den Gehenden zu. Er brauchte in der That einen großen Umweg nicht zu nehmen. Es war, als ob die Zweige des Gebüsches sich vor ihm zurückbögen; der Tritt seines großen und breiten Fußes aber war so leicht, daß er das schwarze Moos darunter kaum zu berühren schien. Wer mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit auf ihn geachtet hätte, würde sein Nahen kaum gehört haben. Nach einigen Minuten befand er sich

nur wenige Schritte von dem Gehenden. Es war der Mann mit dem jüdischen Aussehen.

Der kleine Mann ging auf und ab, bald langsam, bald rascher, aber immer vorsichtig und leise. Er ging in einem schmalen Fußpfade, der mitten durch das Gebüsch über die Spitze der Anhöhe unter den drei Tannen herlief. Er schien hier auf Jemanden zu warten, denn fast ohne Unterlaß sah er sich auf den beiden Seiten des Weges um. Dabei schien er schon ungeduldig geworden zu sein; deshalb das Unregelmäßige seines Ganges.

Unter den drei Tannen blieb er nach einiger Zeit stehen. Sein Auge beherrschte hier nicht nur eine weitere Strecke des Fußpfades, sondern sah auch über einen Theil des Gebüsches hinweg in den Park hinein. In malerischen Gruppirungen waren einzelne Theile desselben zu übersehen: die Schlangenwindungen des Fahrweges mit seinem weißen Kiessand, die sich durchkreuzenden Alleen von Pappeln, von Ulmen, von Kastanien mit rothen Blüthen, zwei große Teiche, mit hohem Schilf umkränzt und mit zierlichem Schwanenhäuschen in der Mitte, daneben Grotten, Tempel, Statuen, hohe Taxuspyramiden, dunkle Laubengänge, eine Ruine, tief im Hintergrunde die Zinnen des Schlosses, das Ganze umkränzt von dem hohen, schwarzen Walde.

Das Auge des kleinen Mannes sah von allem diesen nichts. Er schien nur für einen Gegenstand da zu sein, für den, den er erwartete. Seine Ungeduld wuchs und machte sich bald in einzelnen, leisen Worten Luft.

Schon fünf Minuten über die Zeit, sagte er, auf seine Uhr sehend. — Bin ich der Mann, den er darf warten lassen? — Es ist ihm nicht zu trauen. — Aber ich habe ihn ja, ich habe ihn fest.

Er ging wieder auf und ab; dann blieb er wieder stehen.

Ein schönes Geschäftchen! Guter Profit! Gemachter Mann! — Wo mag er nur bleiben? — Aber was kostet er mich auch schon?

Er ging weiter.

Der lange Mann in dem braunen Wamms nahm den Moment wahr und schlich hinter eine der Tannen.

Der Andre kehrte zurück. Er blieb vor derselben Tanne stehen.

Er ist leichtsinnig, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. Bin ich es nicht auch? War ich es nicht? Ich bin verloren, wenn er mich betrügt. Aber ich habe ihn ja, ich habe ihn.

Mauschel! rief in diesem Augenblicke, unmittelbar an seinem Ohre, die starke Stimme des Mannes in

dem braunen Wamms, und er erhielt einen derben Schlag auf die Schulter.

Er stürzte zu Boden, als wenn er plötzlich völlig zusammengebrochen wäre. Im Fallen fiel sein Blick auf den langen Mann. Geigen —! schrie er entsetzt auf, ohne das Wort zu vollenden.

Sprich das Wort ganz aus! sagte mit ruhigem, spöttischen Lächeln der lange Mann.

Der Kleine aber hatte sich eben so schnell gefaßt, als er sich erschrocken hatte. Er war schon wieder aufgestanden, putzte seine Kleidung ab und sagte, aber noch in einem halb ungewissen Tone: Was hat der Herr mich erschreckt!

Sprich das Wort aus, Mauschel, das ganze Wort.

Was soll ich aussprechen? Welches Wort? Was will der Herr?

Mauschel, sprich das Wort aus: Geigenfritz!

Was will der Herr? Was geht mich das Wort an?

Alter Knabe! Alter Moses Amschel, was Dich das Wort angeht? Was Dich der Geigenfritz angeht? Dein alter Freund?

Ich kenne keinen Geigenfritz, ich kenne keinen Moses Amschel. Der Herr irrt sich. Und nun gehe Er seines Weges. Hört Er?

Er war jetzt völlig dreist und frech geworden.

Der Lange sah ihn mit einem spöttisch mitleidigen Lächeln an. Mauschel, soll ich Dir vorrechnen, in wie vielen Zuchthäusern und Arbeitshäusern ich Dich gesehen habe? Du bist unterdeß ein reicher und vornehmer Mann geworden. Ich habe davon gehört. Du machst große Banquiergeschäfte. Vornehme Herren verkehren mit Dir und Prinzen stehen in Deinem Schuldbuche. Du bist, glaube ich, gar Baron, Du lebst in Freuden, aber Du bleibst doch immer der Moses Amschel, mein alter Camerad. Ich erkannte Dich vorhin gleich, und auch den Spitzbuben, Deinen Bruder, der da draußen auf der Chaussee mit dem Wagen und den Pferden hält.

Der Kleine war kleinmüthig geworden. Seine rasch errungene Frechheit hatte ihn schnell wieder verlassen. Er versuchte noch einmal sich zusammenzunehmen, aber seine Stimme war wieder ungewiß, als er die Worte hervorbrachte: Der Herr irrt sich. Lasse Er mich, ich habe hier Geschäfte. Ich lasse Ihn arretiren.

Der Andere lachte. Daß Du hier Geschäfte hast, glaube ich. Aber mich arretiren lassen? Deine Geschäfte werden schwerlich das Tageslicht vertragen können, und da möchte es doch mit m e i n e r Arretirung etwas bedenklich aussehen.

Es war, als wenn in diesen Worten eine Wahrheit läge, die dem kleinen Mann eben so plötzlich und klar einleuchtete, als sie niederschmetternd auf ihn einwirkte. Er stand einen Augenblick rathlos, sich ängstlich nach allen Seiten umsehend. Dann blickte er forschend in das Auge des Braunen, während seine rechte Hand in den Busen griff, als wenn er dort etwas hervorholen wollte. Auf einmal besann er sich. Er zog die Hand zurück und ließ den Arm sinken. Auch sein Auge senkte sich und mit leiser Stimme sagte er: Nun gut, Geigenfritz! Verlaß mich jetzt nur. Warte draußen am Wagen, bei meinem Bruder. Ich kehre bald zurück. Dort sprechen wir weiter.

Nicht so, alter Sünder. Du sagtest, Du hättest hier ein Geschäft. Wir haben so manches Geschäftchen zusammen gemacht.

Heute gibt's nichts für Dich.

Bruderherz, darüber hast Du nicht zu bestimmen.

Verdirb mir den Handel nicht, Geigenfritz.

Und worin besteht dein Handel heute?

Du sollst es nachher erfahren.

Ich denke, jetzt gleich.

Unmöglich!

Ich brauche ja nur zu bleiben.

Moses Amschel mochte das einsehen. Er wurde

ängstlicher. Ich schwöre Dir, Du verdirbst mir den Handel, wenn Du nicht gehst. In Deiner Gegenwart kann nichts daraus werden, gar nichts.

Wir werden sehen!

Der feste Wille Geigenfritzes, zu bleiben, schien nicht zu überwinden zu sein. Moses Amschel ging händeringend auf und ab, mit aller Kraft seines Auges über das Gebüsch hinweg in die Ferne des Parkes sehend. Auf einmal blieb er im höchsten Erschrecken stehen. Der Andere folgte dem Blicke seines Auges.

Mit geflügeltem Schritte flog Jemand durch die Allee auf die Anhöhe zu, auf der die Beiden standen.

Um Gotteswillen, geh, verlaß mich! drängte Moses Amschel.

Kerl, das ist ja der Erbprinz, der da kommt. Was hast Du mit dem?

Geh, ich bitte Dich, geh.

Nicht von der Stelle, bis ich weiß, was Du mit dem hast.

Nachher, nachher; ich kann Dir ja nicht entkommen.

Nicht von der Stelle!

Ich habe einen Handel mit ihm.

Was für einen Handel!

Einen Handel! einen Handel! Du wirst ja später sehen.

Was für einen Handel?

Nun denn, einen Juwelenhandel. Aber nun gehe. Fort, fort!

Du hast Recht, Du entkommst mir nicht.

Der Geigenfritz verschwand im Gebüsche.

Moses Amschel hatte kaum Zeit gehabt, aufzuathmen, als der Herbeigeeilte vor ihm stand. Es war ein noch junger Mann, von feinem, zarten Körperbau, mit schönen, aber sehr erschlafften Gesichtszügen. Seine sehr feinen Kleider waren in Unordnung.

Wer war hier, Jude?

Kein Mensch. Wer wird bei mir gewesen sein? Wie werde ich Jemanden mitbringen?

Ich hörte reden. Wer war bei Dir?

Kein Mensch, Hoheit.

Nenne meinen Namen nicht, Jude, und sprich die Wahrheit.

Soll Gott mich strafen, wenn Jemand bei mir war.

Der junge Mann sah sich vorsichtig nach allen Seiten um. Dann zog er aus dem Busen ein roth seidenes Taschentuch, in welches etwas eingewickelt war. Er übergab es dem Andren.

Hier, Jude, und nun fort!

Moses Amschel wollte das Tuch aufrollen, um den Inhalt zu besehen.

Schuft, ich werde Dich ja nicht betrügen. — In drei Monaten!

Er wollte gehen. Noch einmal wandte er sich zurück.

Aber nach Amerika, nach New-York! Nicht nach London! hörst Du?

Ich weiß.

Jener eilte zurück, flüchtigen Fußes, wie er gekommen war.

Moses Amschel rollte das Tuch auf, warf einen Blick hinein, rollte es vorsichtig wieder zusammen und schlich vorsichtig und behutsam zu dem Pförtchen, das ihn in den Park hineingeführt hatte. Er schloß es rasch auf und eben so rasch hinter sich wieder zu. Als er nun aber auf seinen Wagen zueilen wollte, fühlte er sich plötzlich festgehalten durch den eisernen Arm des Geigenfritz, der neben ihm aus einem Graben aufsprang.

Was erschreckst Du mich? Ich entlaufe Dir ja nicht.

Weil Du nicht kannst. — Nun, Camerad, halb Part!

Bist Du toll?

Ich nicht, aber Du, wenn Du meinst, daß Du hier nicht in meiner Gewalt seiest.

Moses Amschel sah sich um, aber er sah nur die kräftige Gestalt des langen Mannes, dessen Hand ihn festhielt, daß er sich nicht zu rühren vermochte. Der

Wagen hielt wol in nur geringer Entfernung, aber die Pferde waren eben so wild wie muthig und der Kutscher durfte es nicht wagen, sich von ihnen zu entfernen.

Zeig her, gebot der Geigenfritz.

Widerstand war unmöglich. Er zog zögernd das seidene Tuch hervor, zögernder rollte er es auf. Ein Diamantenschmuck leuchtete hervor. Die Augen des kleinen Mannes glänzten wunderbar trotz seiner Angst.

Kerl, wer hat das gestohlen?

Gestohlen?! Du redest Unsinn!

Was ist das werth?

Was wird es sein werth? Ein paar hundert Thaler.

Hältst Du mich für ein Kind?

Nun, ein paar tausend.

Das ist über eine Million werth!

Du erschreckst mich.

Aber gleichviel, halb Part.

Ich muß es doch erst verkaufen. Von dem Erlöse sollst Du Dein Theil haben.

Von dem Erlöse? Mich betrügst Du nicht. Wir wollen lieber sogleich theilen.

Wie wäre das möglich?

Sehr einfach. Ich zerbreche das Diadem in zwei

Hälften. Die eine bekommst Du, die andere ich. Gib her.

Moses Amschel erschrak heftig. Er hielt den Schmuck krampfhaft mit beiden Händen fest. Es half ihm nichts, die breite Hand des langen Mannes brach ihm wie spielend die einzelnen Finger auf. Schon hielt er den Schmuck nur noch mit dem letzten schwachen Reste seiner Kraft. Da blinkte plötzlich über der Schulter des Geigenfritz ein breites Messer und schnitt ihm rasch und tief quer über die ganze Hand, mit der er den Schmuck gefaßt hatte. Er ließ unwillkührlich diesen und den kleinen Mann los.

Moses Amschel und der Kutscher Abraham, der den Ueberfall seines Bruders angesehen, von dem Gefährte sich im günstigen Momente fortgeschlichen und den glücklichen Schnitt geführt hatte, sprangen lachend davon, jener in den Wagen, dieser auf den Bock.

Im Galopp fuhren sie von dannen.

Der Tag war ganz so schön geworden, wie der frühe Morgen ihn versprochen hatte.

Die zehnte Morgenstunde hatte von dem Thurme des Schlosses schon geschlagen. Der Militair- und Civil-Vortrag der Generale, Minister und Cabinetsräthe bei dem Monarchen war beendigt. Um diese Zeit, wenn der Landesherr schon fünf Stun-

den wach gewesen war, pflegte der eigentliche Hof, die Prinzessinnen, der Erbprinz, wenn er da war, und was zu ihrer Umgebung gehörte, sich dem Schlafe zu entwinden und nach rasch geordneter Morgentoilette, bei schöner Witterung im Park auf der Terrasse am Schlosse, das gemeinschaftliche Frühstück einzunehmen. Von den Generalen, Ministern und Cabinetsräthen pflegten einige hierbei zu erscheinen, ihre Aufwartung zu machen und Neuigkeiten mitzutheilen und zu empfangen. Der Monarch selbst fand sich zuweilen ein, wenn er bei guter Laune war.

Der Fürst Brodi, Minister des Hauses und der Herr von Altenhof, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hatten sich unmittelbar nach Beendigung des Vortrags auf die Terrasse begeben. Sie waren die ersten und einzigen dort. Der Frühstückstisch war schon servirt. Der Hof wurde noch erwartet. Sie wunderten sich, daß, wiewohl die Zeit bereits vorgerückt, noch Niemand da war. Der Diplomat schüttelte bedenklich, aber schweigend das weise Haupt. Der Fürst, weniger zurückhaltend, sprach seine Gedanken aus.

Folgen der Rückkehr des Erbprinzen, oder vielmehr seiner Reisen!

Wie verstehe ich Sie, Fürst?

Wir leben solider, wenn der Prinz nicht hier ist. Alles bewegt sich dann in seinem ruhigen Gleise. Jede Stunde, jede Minute hat ihr Recht. Der Tag ist Tag, die Nacht Nacht. Seit der Rückkehr des Prinzen wird der Tag zur Nacht und die Nacht freilich nicht zum Tage, aber zum Verderb des Tages. Und woher bringen Seine Hoheit diese Sitten mit? Von Höchstihren Reisen!

Sie sind bitter.

Bin ich unwahr? Darauf kommt es an.

Ich kann es nicht behaupten. Im Gegentheile, ich stimme Ihnen gewissermaßen bei. Unser Hof ist ein Muster in musterhaft regelmäßiger Lebensweise. Man findet das so vielleicht an keinem andren Hofe. Der Prinz reist viel und darum gebe ich Ihnen Recht, daß gerade seine Reisen zu den Unregelmäßigkeiten beitragen, die seit seiner Rückkehr in unser Hofleben sich eingeschlichen haben. Ich bewundere dabei nur die große Güte und Nachgiebigkeit, mit welcher unser regierender Herr, selbst unter Aufopferung eines Theiles seiner Gewohnheiten, den Veränderungen sich fügt.

Ich bewundere es nicht. Der alte Herr begreift sich und seine Zeit. Das sollte ein Jeder.

Ich meine, ein regierender Herr habe wol

das Recht, selbst seine Zeit zu bestimmen und zu leiten.

Wir gerathen in unsren alten Streit.

Ich finde keine Beziehung?

Es ist eine neue Variation des Thema über das absolute Recht des Fürsten und das Recht der Völker.

Ich spielte entfernt darauf an und gerade das Thema, das uns jetzt beschäftigt, muß Sie überzeugen, daß in unsrem alten Streite ich es bin, der Recht hat. Sie werden mir zugeben, daß dem Herrn wol die Befugniß zustehen muß, in seinem eignen Hause über seine eigne Lebensweise zu bestimmen und daß es eine völlige Umkehrung der Verhältnisse sein würde, wenn er diese der Anordnung seiner Kinder und Untergebenen unterwerfen sollte.

Ich gebe Ihnen das keineswegs zu. Räumte ich es aber auch ein, so würde noch nichts für unsren Streit daraus folgen.

Ich bin begierig.

Freund, wir Beide sind alt, wir gehören nicht mehr der Jugend an. Darum wird es uns schwer, das Recht der Jugend einzusehen, zu vergessen, daß auch uns einst die Jugend gehörte, und wir ihr. Die Welt schreitet ewig und unaufhaltsam vorwärts, die Welt wie die Zeit. Die Welt ist die Zeit. Es ist vergebens, sie aufhalten zu wollen. Es ist eben

so vergebens, die Vergangenheit zurückrufen zu wollen. So wie Sie die Zukunft nicht können zur Vergangenheit machen, so wenig, ich möchte beinahe sagen, noch weniger, können Sie die Vergangenheit zur Zukunft, oder auch nur zur Gegenwart machen. Das ist das ganze einfache Geheimniß unsres Lebens und auch unsrer Verwirrungen und unsres Streites.

Ich begreife nicht.

Weil Sie alt sind. Weil Sie die Vergangenheit zur Zukunft, zur Gegenwart machen wollen. Weil Sie nur das Alter, also die Vergangenheit, aber nicht die Jugend, der die Gegenwart und die Zukunft angehört, anerkennen wollen. Freund, haben nicht auch wir die Berechtigung unsrer Jugend gehabt und durchgesetzt, durchgesetzt, wenn auch schwer kämpfend? Wurde nicht der Sieg unser?

Sie wollen also das Treiben des Erbprinzen, dieses wüste Nachtschwärmen, dieses Spielen, Trinken, Fluchen —

Er erschrak, daß er im Eifer, seinem Gegner den Sieg nicht einzuräumen, sich vergessen hatte. Sich verbessernd, fuhr er fort: Sie wollen also das Leben des Erbprinzen, das Sie selbst tadeln, ein berechtigtes nennen?

Ich bin weit davon entfernt. Ich habe nur von dem Rechte der Jugend gesprochen, nicht von

dem Rechte der Ausschweifungen der Jugend. Indeß, dies ist nur die eine Seite der Sache. Vielleicht noch wichtiger und schlagender ist die andere. Ihr Herren Absolutisten —

Gehören Sie vielleicht nicht dazu? lachte der Diplomat.

Der Fürst stimmte in das Lachen in seiner Weise ein. Es ist ein großer Fehler der Welt, sagte er, daß sie den Unterschied zwischen Theorie und Praxis selten richtig und zu rechter Gelegenheit aufzufassen weiß. Also Ihr Herren Absolutisten geht, wenn Ihr von Fürsten und Völkern sprecht, immer einzig und allein von den Verhältnissen eines Hausherrn zu seinem Hause, eines Vaters zu seinen Kindern aus. Das sind Bilder, mein lieber Freund, keine Gedanken, und zwar sehr grau und neblig gewordene Bilder, die keine Farbe und kein Leben mehr haben.

Die also doch Leben und Farbe hatten! unterbrach ihn der Andre, die also auch ihre Berechtigung hatten im Leben der Fürsten und Völker. Und warum sollten sie diese denn gerade jetzt verloren haben?

Wahr! Sie hatten Leben und Farbe und Berechtigung; merkwürdiger Weise lange, sehr lange, aber so wie sie jetzt schon neblig sind, so, glauben

Sie mir, so wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo wir nichts weiter sehen werden als die nackten, weißen Kalkwände, auf denen das schöne Freskogemälde einst stand, gestanden hat. Und warum sie jetzt gerade ihre Berechtigung verloren haben, gerade jetzt verschwinden sollen? Fragen Sie die Weltgeschichte. Die Weltgeschichte wird Ihnen auch vielleicht die Antwort darauf geben, wie sie so lange haben halten und bestehen können, sie wird Ihnen vielleicht sagen, warum ihr schaffender, drängender und treibender Geist nicht schon längst das Leben der Völker befruchtet und geweckt hat.

Fürst, was sagt der Monarch zu solchen Grundsätzen?

Sie wissen, ich spreche mit ihm darüber nicht. Ich bin ja nur Theoretiker, setzte er mit Beziehung hinzu.

Und der Polizeiminister? fragte der Minister des Aeußeren lachend weiter.

Der Fürst blieb ernsthaft. Das ist eben Euer Unglück, erwiederte er, daß Ihr meint, durch Gefängniß und Zuchthaus, durch Ketten und Banden, durch Köpfen und Erschießen den Geist der Völker, den jungen kräftigen Geist der Zeit unterdrücken zu können. Eure Gegner vergleichen Euch mit einem schlechten Arzte, der dem Patienten, wenn ihm der

Finger weh thut, den Arm abnehmen läßt, aber der Vergleich paßt nicht, er ist viel zu gelinde. Ihr seid wie thörichte Kinder, die muthwillig den Finger an der Wand zerstoßen, daß er sie schmerzt, und nun gegen den armen Finger, die Hand und den Arm wüthen und sich Alles abhacken lassen. Aber freilich wüthet Ihr auch nur gegen Euch selbst, und reibt nur Euch auf, bereitet nur Euren Untergang vor, der wahrlich nicht mehr fern sein wird.

Die alten Prophezeihungen wieder!

Die Wahrheit ist ewig alt und doch ewig jung. Darum hat sie allein auch ewig ihr Recht und die Strafe folgt unmittelbar, sie ist schon da, wo man ihr Recht nicht anerkennt.

Fürst, eine ernsthafte Frage.

Nun?

Ist es Ihnen wirklich Ernst mit diesen Sätzen? Ich höre sie so oft aus Ihrem Munde und dennoch sind Sie einer der eifrigsten unter uns Dienern des fürstlichen Absolutismus.

Ich könnte Ihnen einfach die Antwort von dem Unterschiede zwischen der Theorie und Praxis wiederholen. Warum sollte ich auch nicht? Es gefällt mir nun einmal, mich in Unterschieden, oder wollen Sie lieber, in Gegensätzen zu bewegen.

Sie weichen aus. Lassen Sie mich die Frag

von einer andren Seite stellen. Ich will zugestehen, daß Ihre Ideen der Regierung des jetzt regierenden Herrn eine veränderte Gestalt nicht mehr zu geben vermögen. Es dürfte, um mich Ihrer Worte zu bedienen, das Recht der Jugend hier die Anerkennung nicht mehr finden. Allein der Herr ist alt, warum bahnen Sie denn nicht an für das folgende Regiment? Ihre Treue gegen die Dynastie beschränkt sich doch nicht allein auf den Großvater? Sie selbst reden ja der Jugend so warm das Wort.

Ich weiß nicht, ob der Erbprinz jung ist?

Ich verstehe Sie nicht.

Dort kommt der Hofmarschall von Hassenberg. Fragen Sie den, entgegnete spöttisch der Fürst.

Auch der Minister des Aeußeren lachte, aber mehr diplomatisch.

Der Hofmarschall war ein großer, wohlgebauter Herr mit einem Gesichte, das stets feierlich war.

Was lachen die Herren? fragte er schon von Weitem.

Ich soll Sie fragen, ob der Erbprinz noch der Jugend angehöre?

Sie Glücklicher! daß Sie darnach noch fragen können. Mein armer Körper erfährt das Tag für Tag oder besser Nacht für Nacht. Ich bin ruinirt, wenn das noch acht Tage so fortwährt. Ich ver-

falle sichtlich. Dabei der finanzielle Schade! — Wollen Sie glauben, daß ich mir ganz neue Kleidung habe anschaffen müssen, blos weil ich so mager geworden bin, daß kein Kleidungsstück mehr passen wollte.

Watte, Watte, mein Freund!

Ich verstehe Eure Durchlaucht nicht.

Warum ließen Sie das alte Zeug nicht watiren?

Ich dachte auch wol daran, aber erwägen Sie die jungen Spötter am Hofe, wenn davon gesprochen wäre, Seine Hoheit den Erbprinzen an der Spitze!

Sehen Sie, Altenhof, unser Freund Hassenberg, ist mit mir gleicher Meinung; er fürchtet die jungen Spötter, die alten nicht.

Welcher Meinung, Durchlaucht?

Daß wir nothwendig eine Revolution bekommen müssen, sagte der Fürst, mit Absicht seine Stimme erhöhend.

Der Hofmarschall sprang entsetzt zurück. Ich eine Revolution? Um des Himmelswillen!

Sie werden sie sogar machen helfen.

Fürst, lassen Sie solche gefährliche Scherze bei Seite. Ich bitte Sie inständigst.

Ohne allen Scherz. Eine Revolution ist ein

gar eigen Ding. Wer am weitesten von ihr zu stehen meint, steht ihr am nächsten und wer sie am kräftigsten zurückzuhalten wähnt, der führt sie am ehesten herbei.

Lassen Sie uns von etwas Andrem sprechen, meine Herren. Der Erbprinz wird mir auf dem Fuße nachfolgen.

Sehen Sie? wandte der Fürst Brodi sich wieder an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, auch darin hatte ich Recht, daß der Herr von Hassenberg dem Erbprinzen die Jugend absprechen würde. Sagt er doch selbst, der Erbprinz folge seinen Fußstapfen und Herr von Hassenberg macht, trotz der Sorgfalt seiner Toilette, wahrlich auf Jugend keinen Anspruch mehr.

Man ist Ihrer Spöttereien gewohnt, sagte der Hofmarschall mehr ängstlich als ärgerlich, aber im Ernst, hören Sie auf, da kommt der Erbprinz bereits.

Man ging dem Thronfolger, der aus dem Portale des Schlosses trat, ehrfurchtsvoll entgegen, ihn zu begrüßen.

Der Erbprinz schien heiter gelaunt. Ah, Papa Brodi, rief er fröhlich, zutraulich den Fürsten unter den Arm fassend und ihn bei Seite führend. Ich habe heute eine sehr große und wichtige Bitte an Dich.

Befehlen Hoheit! erwiederte der Fürst in seinem gewöhnlichen Tone, aus dem man nie herausfinden konnte, ob er im Ernste oder im Scherze, ob er wohlmeinend oder boshaft sprach.

Du mußt mir einen Adjutanten verschaffen.

Sind Sie mit Herrn von Wangenheim nicht mehr zufrieden?

O wol, aber ich muß einen zweiten Adjutanten haben.

Ich ahne, sagte der Fürst listig.

Schwerlich.

Wetten Eure Hoheit?

Mit Dir nicht, Du weißt Alles. Ich traue Dir die schwarze Kunst zu. Aber laß hören, ob Du auf der richtigen Spur bist.

Ohne Zweifel. Sie wollen den Prinzen Amberg an den Hof zurückführen.

Teufel!

Habe ich getroffen?

Aber wie? Wie nur, Brodi?

Nichts einfacher als das. Rathen Sie der schönen Frau von Horberg, in den Salons des Hofes künftig ihr Mienen- und Geberdenspiel etwas mehr zu menagiren.

Die Frau ist lebhaft.

Sie war es gestern nur zu sehr.

Du stehst mir bei?

Wer wird sich von den Strahlen der aufgehenden Sonne abwenden?

Nicht boshaft! — Sofort ans Werk!

Sie kehrten zu der Terrasse zurück. Auf dieser war unterdeß der Monarch angekommen, eine hohe und wenn auch vom Alter schon gebeugte, doch noch immer schöne Gestalt mit stets ernsten, aber wohlwollenden Gesichtszügen; mit ihm kam die Prinzessin Amalie, ein feingebautes, zartes Wesen, dessen Antlitz gleichfalls außerordentlich viel Güte, Wohlwollen und daneben einen gewissen traurigen Ernst aussprach.

Der Erbprinz eilte sofort auf den Großvater zu. Er küßte ihm die Hand und dann die Wange und trat darauf ehrerbietig zurück, der Schwester still einen guten Morgen zuwinkend. Sie dankte ihm mit einem Blicke voll trauriger Gedanken.

Der Monarch war schweigend. Keiner der Anwesenden wagte mithin zu sprechen. Man wechselte nur Blicke.

Nichts Neues aus der Residenz? fragte der Monarch nach einer Weile.

Gar nichts! erwiederte der Hofmarschall wie auf Befehl.

Der Erbprinz aber schien auf die ersten Worte

gewartet zu haben. Mit Lebhaftigkeit fiel er sogleich ein: Es ist überall langweilig, dort wie hier.

Der Hofmarschall erschrak. Der Fürst Brodi lächelte boshaft in sich hinein. Die Prinzessin Amalie warf dem Bruder einen halb bittenden, halb vorwurfsvollen Blick zu. Der Monarch sah ihn ruhig an.

Mein lieber Georg, sagte er, die äußere Langeweile kommt nur aus der inneren Leerheit.

Nicht immer, gnädigster Herr, erwiederte der Prinz. Der Geist kann erschöpft, das Herz kann müde sein, dann bedarf der Mensch einer äußren Anregung und er sehnt sich nach ihr.

Ich weiß es, Du sprichst gut.

Ich spreche, was ich fühle, und mein Gefühl ist wahr. — Aber lassen Eure Hoheit mich meinen Satz beweisen. Den zartesten und edelsten Empfindungen und Leidenschaften des Menschen geht eine große, weite Leere voraus. Lange Zeit sehnt das junge Herz sich nach etwas, es weiß selbst nicht wonach. Es ist wüst und leer in ihm geworden. Die äußere Anregung fehlt ihm, die Anregung eines gleichgestimmten, mit ihm fühlenden, mit ihm zusammenschlagenden Herzens. So entsteht die Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft, so entstehen die Bande der Liebe und Freundschaft.

Spitzbube! murmelte der Fürst Brodi.

Du bist ein ewiger Gegensatz zu Dir selbst, sagte der Monarch halb freundlich.

Gleichen Sie den Gegensatz aus, gnädigster Großvater, sagte der junge Mann bittend. Ich stehe in Wahrheit jetzt allein am Hofe. Mir fehlt der Jugendfreund. Ich leugne es nicht, ich fühle in der That manchmal Langeweile, seitdem ich den Prinzen Amberg nicht mehr hier finde.

Schweige von ihm.

Er hat gefehlt; es ist wahr. Er ist leichtsinnig.

Er hat keine Religion!

Er hat mehr Gottesfurcht als Mancher, der sie vor Eurer Hoheit und vor der Welt zur Schau trägt. Ich kenne ihn, ich bin mit ihm aufgewachsen, er hat Gemüth.

Der neueste Act seiner Rohheit beweist das nicht.

Es ist eine schwere Anklage, die gegen ihn wieder vorgebracht ist. Aber sie ist ungerecht. Ich habe noch gestern bei dem Kriegsminister mich erkundigt. Er ist verläumdet, schändlich verläumdet.

Die Anklage rührt von einem Manne her, einem Fremden, dem sein Gesandter die besten Zeugnisse gibt. Er ist zum Theil Augenzeuge der Rohheit gewesen, der Gewaltthat, an deren Folgen der miß-

handelte junge Mensch noch immer, vielleicht rettungslos, darniederliegt.

Er war gereizt, von einer vagirenden Dirne, von einem frechen Buben. Die Untersuchung hat das herausgestellt, die Zeugnisse der sämmtlichen Offiziere der Schwadron.

Der Ankläger hat sich erboten, seine Angaben zu beschwören; er hat auf das Zeugniß von ordentlichen Bürgern provocirt.

Die ordentlichen Bürger haben nichts Bestimmtes auszusagen vermocht, wie die beim Kriegsminister eingegangnen Acten bezeugen. Die Aussage eines unbekannten Fremden wird aber hoffentlich dem Ehrenworte von Edelleuten und Offizieren Eurer Hoheit wol weichen müssen.

Verhält sich die Sache in der That so?

Der Kriegsminister wird Eurer Hoheit Vortrag darüber halten.

Die Behandlung bleibt immer eine rohe, eines Offiziers nicht würdige.

Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, warf der Fürst Brodi ein, so sind die Harfenistin und ihr sauberer Bruder sehr nahe Verwandte des berüchtigten Demagogen Vorhöff.

Der Monarch horchte plötzlich auf.

Der Fürst Brodi fuhr fort: Es sollen sich über-

haupt seit einiger Zeit wieder mancherlei verdächtige Menschen im Lande umhertreiben, unter allerlei Masken, aber unzweifelhaft größtentheils den gebildetern Ständen angehörig. Der Polizeiminister ist bereits aufmerksam geworden.

Erinnere mich morgen beim Vortrage hieran, Brodi, sagte der Monarch. Auch an den Prinzen Amberg erinnere mich. Man muß sehen, was man thun kann.

Er stand auf, gab dem Fürsten einen Wink und ging mit ihm auf der Terrasse auf und ab.

Im Grunde, sagte er, dürfte die Rückkehr des jungen Amberg auf den Erbprinzen vortheilhaft einwirken. Er ist zwar leichtsinnig aber weniger roh.

Und, setzte der Fürst Brodi in seinem sarkastischen Tone hinzu, da die Milchbrüder der Prinzen die Schläge zu bekommen pflegen, welche die Prinzen verdient haben, so wird er Seine Hoheit den Erbprinzen von Manchem zurückhalten.

Du hast Recht, sagte der Monarch und seine Lippen umschwebte unwillkürlich ein leises Lächeln, vielleicht das erste seit langer Zeit.

Nach einer Pause hob der Monarch an: Ich habe Dir etwas mitzutheilen. Ich werde morgen Deinem Neffen das Garderegiment verleihen. Laß

mir nicht zuviel Worte des Dankes machen; Du weißt, ich liebe das nicht.

Zu Befehl, Hoheit, und darum schweigt auch mein Dank.

Ich hatte an den alten Obersten Rudolf gedacht, aber ich höre etwas von ihm, was mir nicht gefällt. Es soll ihm die wahre Gottesfurcht fehlen, sagt Laubfrosch. Und wer nicht gottesfürchtig ist, kann nicht treu sein.

Ist das ein Vorwurf für mich?

Nein, mein alter Freund! Du bist ein ganz besondres Exemplar eines treuen Menschen. Dich hat alte, treue Freundschaft hundertfältig bewährt. Von Dir bin ich überzeugt, daß Du mich uneigennützig liebst; Du hast noch nie etwas von mir erbeten. Der uneigennützige Mensch aber ist treu.

Auch Laubfrosch, — gnädigster Herr.

Auch Laubfrosch ist uneigennützig.

So gestatten Sie mir heute eine Bitte.

Sprich!

Sie ist für Laubfrosch, aber er kennt sie nicht einmal. Durch die dritte Hand habe ich erfahren, daß seiner kranken Schwiegertochter die Stadtluft nicht bekommt. Sie muß aufs Land, wenn sie genesen, wenn sie ihren armen Kindern erhalten werden soll. Sie sehnt sich zudem nach dem Schwie-

gervater. Hier im Schlosse ist kein Platz für die Kranke. Hinter dem Park liegt das werthlose Gärtchen mit dem verfallnen Sommerhause. Laubfrosch würde die Ausgabe nicht scheuen, es auszubauen; es würde die Aussicht von dem Parke aus verschönern, wenn Eure Hoheit die Gnade hätten, es ihm zu überlassen, etwa erbpachtsweise.

Warum sagt der alte Narr nichts davon?

Ich darf die Urkunde ausfertigen lassen?

Aber ich behalte es mir vor, den Alten damit zu überraschen.

Flüsternde Stimmen lenkten die Aufmerksamkeit der Beiden nach der Gesellschaft zurück, die sie verlassen hatten. Diese hatte sich durch einige Personen vermehrt, durch die Oberhofmeisterin Frau von Vierthaler, eine alte', sehr dicke Dame, durch eine Hofdame der Erbprinzessin, Fräulein von Ostfeld, eine ältliche, sehr magere Dame und durch einen Kammerherrn, einen sehr gewöhnlichen Herrn im mittleren Alter. Alle standen in dichter Gruppe sehr angelegentlich sprechend beisammen. In den Gesichtszügen Aller war sehr deutlich Verlegenheit und Aengstlichkeit zu lesen; die Hofdame hatte verweinte Augen; die Oberhofmeisterin glühte, wie es schien vor Zorn; die Prinzessin Amalie zitterte heftig am ganzen Körper.

Es war etwas Ungewöhnliches vorgefallen. Der Monarch ging, von dem Fürsten Brodi gefolgt, raschern Schritts als gewöhnlich zu der Gruppe.

Was gibt es?

Die zusammengesteckten Köpfe fuhren erschrocken aus einander. Keiner hatte auf der Stelle eine Antwort.

Die Oberhofmeisterin faßte sich zuerst. Das Diadem der Erbprinzessin ist verschwunden.

Gestohlen! setzte der Erbprinz hinzu.

Die Prinzessin Amalie fuhr bei dem Worte entsetzt zusammen.

Das Diadem? fragte der Monarch sehr erschrocken. Das Erbstück der regierenden Fürstinnen, meiner seligen Gemahlin, meiner Mutter?

Gestohlen! wiederholte der Erbprinz. Erzählen Sie, Fräulein Ostfeld.

Erzählen Sie! befahl der Monarch. Aber kurz!

Fräulein von Ostfeld trat vor. Schluchzend hob sie an: Gegen zwei Uhr heute Nacht verließen Ihre Hoheit den Salon. Sie hatten den Schmuck zu Ehren des Gesandten angelegt, dem das gestrige Festin galt. Hoheit waren sehr ermüdet und verlangten sofort zur Ruhe. Ich und die Kammerfrau Bedeau halfen beim Entkleiden. Dies war im Toilettenzimmer. Ich selbst löste den Schmuck aus dem

Haar Ihrer Hoheit. Ich legte ihn in das Kästchen, das auf dem Toilettentische stand. In der Regel verschließen Ihre Hoheit selbst dieses Kästchen und nehmen es, wenn Sie sich zu Bett begeben, mit sich in Ihr Schlafgemach, wo Sie es in dem Schranke unmittelbar neben dem Bette einschließen. Den Schlüssel zu dem Schranke tragen Hoheit sonst stets bei sich. Gestern fanden sie ihn nicht gleich. Sie waren auch, wie gesagt, sehr ermüdet und Hoheit meinten, das Schmuckkästchen könnte bis zum Morgen in dem Toilettenzimmer stehen bleiben. So geschah es. Hoheit begaben sich zu Bett. Die Kammerfrau ging mit hinein in das Schlafgemach; ich blieb so lange im Toilettenzimmer. Wir verließen dieses dann Beide zusammen. Die Thür ließen wir unverschlossen, da unmittelbar neben demselben die Kammerfrau schläft. Gleich daneben ist mein Schlafzimmer. Mein erster Gang heute morgen, als ich aufstand, war in das Toilettenzimmer, um die Ordnung desselben zu besorgen. Die Kammerfrau war damit schon beschäftigt, Hoheit schliefen noch. Beim Ordnen des Toilettentisches hob ich das Schmuckkästchen auf. Es kam mir ungewöhnlich leicht vor. Ich öffne es; mein Schreck war entsetzlich, es war leer. Die arme Bedeau erschrak fast noch mehr als ich. Wir weckten sofort Ihre

Hoheit. Ihr Erschrecken war nicht minder groß. Der Schmuck blieb verschwunden. Er kann nur gestohlen sein.

Der Monarch war außerordentlich blaß geworden. Ein Dieb im Schlosse? In der unmittelbaren Nähe der Erbprinzessin? Welche bübische, gottlose Frechheit!

Jedermann schien den Kopf verloren zu haben, nur der Fürst Brodi nicht.

Wie viele Thüren hat das Toilettenzimmer? fragte er.

Drei, die eine führt zum Schlafgemach Ihrer Hoheit, die zweite zur Schlafstube der Bedeau, die dritte auf den Corridor.

War keine verschlossen?

Nur die letzte.

Von innen oder von außen?

Von innen. Der Schlüssel steckte wie gewöhnlich des Abends im Schlosse.

Auch heute Morgen?

Auch heute Morgen, als wir den Verlust entdeckten und sofort nach der Thür sahen. Vom Corridor aus kann Niemand in das Zimmer gekommen sein.

Und außerdem sind also noch zwei Thüren da?

Die eine führt zum Schlafgemache der Prinzessin.

Auch durch diese kann Niemand gekommen sein.

Die andere führt in die Schlafstube der Bedeau.

Die Bedeau ist ehrlich. Wie viele Thüren hat die Stube der Bedeau?

Zwei; die eine ebengenannte und eine zweite, die zum Corridor führt. Diese war verschlossen wie die auf den Corridor gehende Thür des Toilettenzimmers. Ich ging wie gewöhnlich durch die Stube der Bedeau in das Toilettenzimmer. Ich fand sie verschlossen. Auf mein Klopfen öffnete sie. Ich hörte, wie sie inwendig den Schlüssel drehte. Sie hat mich versichert, der Schlüssel habe die ganze Nacht in dem Schlosse gesteckt.

Kein Licht, kein Ausweg! sagte nachdenklich der Fürst.

Und die Fenster? fuhr er nach einer Weile in seinem Verhöre fort.

Sie waren sämmtlich verschlossen.

Das ist ein entsetzlicher Vorfall! sagte der Monarch, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte.

Wir müssen jedenfalls der Sache näher treten, bemerkte der Fürst. Erlauben Eure Hoheit, daß wir an Ort und Stelle nachsehen?

Sofort, lieber Brodi, Du hast Recht.

Man begab sich schweigend in das Schloß, zu

den Gemächern, wo das Verbrechen verübt worden. Die Prinzessin Amalie blieb zurück. Der Thatbestand war ein sehr einfacher. Die Lage der Zimmer war genau so, wie die Hofdame sie angegeben hatte. Die Schlösser der Thüren wurden untersucht; sie waren in unversehrtem Zustande. Die Zimmer befanden sich in einem Seitenflügel des Schlosses, in dem etwas erhöhten Erdgeschoß. Die Fenster führten nach dem Park. Das Tollettenzimmer hatte deren drei. Sie wurden genau untersucht. Sie waren fest verschlossen. Keine Spur, daß sie geöffnet gewesen, ließ sich entdecken. Man ging in das Schlafzimmer der Kammerfrau. Es lag unmittelbar daneben, gegenüber dem Schlafgemache der Erbprinzessin. Es hatte zwei Fenster. Sie wurden verschlossen gefunden wie die andren.

Das Räthsel wurde immer unauflösbarer. Die alte Kammerfrau stand weinend, die Hände ringend an ihrem Bette. Sie konnte kein Wort hervorbringen. Zu ihrer Vertheidigung bedurfte sie dessen auch nicht. Vierzig Jahre des treusten Dienstes bei der verstorbenen Gemahlin des Monarchen und bei der Erbprinzessin sprachen laut genug für sie.

Ein furchtbares Schweigen lag über allen Anwesenden. Der Fürst Brodi untersuchte noch einmal Alles. Er machte zum zweiten, zum dritten

Male die Runde durch die Zimmer, an Tischen, an Fenstern, an Thüren, er besah jedes Fleckchen, jedes Stäubchen.

Auf einmal blieb er überrascht stehen. Es war an einem der Fenster in der Schlafstube der Kammerfrau. Er sah auf das Gesims, er sah auf die Scheiben, dann wieder auf das Gesims, dann wieder zu den Scheiben hinauf.

Haben Sie einen festen Schlaf, Frau Bedeau?

Jetzt manchmal, besonders wenn ich spät zur Ruhe komme. Hoheit müssen zuweilen, wenn Sie des Nachts meiner bedürfen, zwei=, dreimal klingeln.

Haben Sie heute Nacht gar kein Geräusch gehört?

Gar keins.

Dennoch! sagte der Fürst.

Er theilte mit, was er entdeckt hatte. Eine sehr feine Spur weißen Sandes zeigte sich auf dem Fenstergesims kaum bemerkbar. Er zeigte schweigend mit dem Finger die Umrisse an.

Eine Fußspur! sagte überrascht der Monarch.

Ein sehr schmaler Fuß! setzte die Oberhofmeisterin hinzu.

Ein Salonstiefel! fügte der Hofmarschall bei.

Ein aristokratischer Fuß! ergänzte der Erbprinz.

Der Sand rührt aus dem Fußpfade im Garten her, bemerkte ein Andrer.

Richtig! sagte der Fürst. Aber das Dunkel ist dadurch noch nicht aufgehellt, das Unerklärliche noch nicht erklärt. Das Fenster ist verschlossen, fest verschlossen wie die übrigen.

Man untersuchte nochmals genau das Fenster. Man sah, man fühlte, man tastete, man versuchte zu schieben, zu rütteln, das Fenster war und blieb verschlossen.

Auf einmal schrie die alte Kammerfrau, die mit Spannung dem Gespräche und der Untersuchung gefolgt war, mit lauter Stimme auf. Allmächtiger Gott! rief sie, das Luftfenster! lassen Sie mich.

Sie eilte zum Fenster; man machte ihr Platz. Sie faßte an eine einzelne Scheibe in dem unteren Flügel des Fensters. Es war eine Scheibe, die für sich allein geöffnet werden konnte. Sie wurde durch einen kleinen Schieber von innen auf- und zugemacht. Die Vorrichtung war so fein gearbeitet, daß sie auch dem aufmerksamsten Beobachter, der sie nicht kannte, entging. Der Schieber stand zurück. Die Scheibe öffnete sich, so wie die Frau an der ihr bekannten Stelle drückte.

Der Schlüssel des Räthsels war gefunden. Durch die geöffnete Scheibe hatte ein Arm von außen bequem den Schieber des Fensters selbst erreichen und so das ganze Fenster öffnen können. Zum Ueberfluß zeig-

ten sich draußen unter dem Fenster an dem Rebengeländer, das sich dort an der Mauer befand, dieselben Spuren eines Fußtrittes. Es war kein Zweifel mehr, daß Jemand von außen, von der festschlafenden Kammerfrau ungehört, eingestiegen war und den Raub begangen hatte.

Es gibt nun nur noch Eins aufzuklären, sagte der Fürst. Wer ist der freche Thäter dieses verwegenen Verbrechens?

Niemand erwiederte etwas auf diese mit einem fast feierlichen Nachdruck gesprochenen Worte.

Der Ernst des Monarchen war immer finstrer und schmerzlicher geworden. Er entfernte sich langsam, dem Fürsten nur den kurzen Bescheid zurücklassend, mit ihm zu kommen. Alle folgten ihm schweigend.

Blos der Hofmarschall fragte leise den Fürsten: Was denken Sie von der Sache?

Daß irgend Jemand der Thäter sein muß! antwortete der Fürst so ernst, daß der Hofmarschall wahrscheinlich noch lange über den Sinn dieser Worte nachdachte.

Im Corridor stand der Kammerdiener des Erbprinzen. Das listige Auge sah mit unendlicher Gleichgültigkeit vor sich hin, aber den Zeigefinger der linken Hand hatte der Mann quer über das Kinn

gelegt. Es mußte dies ein verabredetes Zeichen zwischen seinem Herrn und ihm sein. Der Erbprinz blieb stehen und rief ihn zu sich.

Jean, sagte er, mache die Falte aus dem Rockkragen und künftig passe besser auf! —

Leise fragte er: Was gibt's?

Jean legte den Rockkragen zurecht und antwortete, fast ohne die Lippen zu bewegen und nur dem Ohre des Prinzen hörbar: Oberst Reuter!

In mein Cabinet! erwiederte der Prinz eben so leise.

Er ging aus dem Corridor auf die Terrasse, von der Terrasse in die Halle am Portal, aus der Halle wieder auf die Terrasse und von da, als wenn er sich plötzlich auf etwas besinne, zurück in das Schloß und die Treppe hinauf nach seinen Gemächern zu.

In seinem Cabinet schritt er unruhig auf und ab, bis der Kammerdiener die Thür öffnete und der Angemeldete eintrat.

Der Oberst von Reuter war ein Mann von etwas mehr als mittlerer Größe, wohlgebaut, gemessen und doch leicht in seinen Bewegungen. Sein Gesicht war auffallend. Eine hohe, breite, gewölbte Stirn, eine scharfgebogene Nase, ein schmaler Mund, der von einem sorgfältig gestutzten Schnurrbart fast ganz bedeckt wurde, ein breites, aber rundes Kinn.

Die Augen lagen zwar nicht tief zurück, aber da sie unter stark hervortretenden Augenknochen lagen und von dichten, schwarzen Augenbrauen tief überschattet wurden, so konnte man kaum gewahren, daß sie klein und dunkel waren; ihre eigentliche Farbe konnte Niemand unterscheiden. Das ganze Gesicht war von einer auffallenden Blässe überzogen, die im ersten Augenblicke um so mehr einen fast erschreckenden Eindruck machte, als sie stets starre, fast eiserne Formen bedeckte und neben dem rabenschwarzen, aber alles Glanzes entbehrenden Haar unwillkürlich an Leiche, Sarg und Grab erinnerte. War jedoch der erste Augenblick vorüber, so mußte man das Gesicht, dem es durchaus nicht an Ebenmaß fehlte, wenn auch nicht gerade schön, doch in einem hohen Grade interessant, ja fesselnd finden, denn es sprach sich darin unverkennbar tiefer Geist, Nachdenken, eine bewußte Kraft des Willens und vielleicht als Folge von diesem Allen eine wohlthuende, sichere Ruhe, ein stiller, innerer Friede aus. Nur zuweilen glaubte man aus dem dunklen Auge plötzlich unheimlich leuchtende Blitze hervorschießen zu sehen, als wenn in dem Innern des tiefernsten Mannes ein Kampf der verschiedensten Elemente wüthete, oder als wenn er den Gegenstand, den er betrachtete, bis auf den Grund erforschen wollte.

Er trug keine Uniform, sondern war in den einfachen bürgerlichen Rock gekleidet, den auch kein Orden auszeichnete.

Er ging mit einer stummen, tiefen Verbeugung auf den Erbprinzen zu.

Die Unruhe des Prinzen verminderte sich bei dem Eintritte des Obersten in der That nicht, im Gegentheil sein Wesen nahm sogar einen etwas scheuen Ausdruck an. Indeß suchte er sich zu beherrschen und mit ziemlicher äußerlicher Unbefangenheit reichte er dem Obersten die Hand entgegen.

Der Oberst von Reuter nahm diese ehrerbietig und beugte sich über sie, aber ohne sie zu küssen, wie die strenge Etiquette wol gefordert hätte. Er warf dann einen kurzen, prüfenden Blick auf den Prinzen.

Willkommen, Oberst! sagte der Prinz.

Eure Hoheit scheinen angegriffen zu sein! bemerkte der Oberst mit einer sehr klaren, aber ruhigen und dem Ernste seines Wesens vollkommen entsprechenden Stimme.

Fatiguirt.

Es drückt Sie etwas, mein Prinz!

Ich wüßte nicht. — Aber was bringen Sie?

Sie werden es nicht fröhlich finden.

Lassen Sie hören.

Mein Prinz, es bereiten sich politische Katastrophen vor oder damit ich mich richtiger ausdrücke, eine einzige, große Katastrophe bereitet sich vor.

Und keine günstige?

Meine Nachrichten werden Ihnen nicht günstig klingen. Europa geht einer großen, durchgreifenden Veränderung entgegen. Das alte System ist im Begriff zu stürzen, es wankt schon lange. Das System der Dynastieen —

Sehen Sie nicht zu schwarz, lieber Oberst?

Ich sehe die Dinge, wie sie sind.

Ein Ding ist oft das Eine und doch wieder ein Anderes.

Es schiene dann das Eine zu sein und wäre das Andere, ich sehe aber die Dinge an, nicht wie sie scheinen, sondern wie sie sind, denn ich verfolge sie bis zu ihrem ersten Ursprunge und von ihrem Werden, Fortschreiten und Entwickeln an bis zu ihrem Bestande und zu ihren Consequenzen hin.

Nun? Das System der Dynastieen?

Es hat sich überlebt! Die göttliche Ordnung der Dinge tritt in eine neue Phase. — Das Bewußtsein der Völker erwacht. Jahrhunderte lang hat es geschlummert. Es ist aufgerüttelt.

Von einzelnen unruhigen Köpfen.

Hoheit, Sie haben zu viele klare Einsicht, um

dieses Geschwätz von Ministern und Kammerherren zu glauben, die nicht sehen wollen und nicht sehen können. Die Massen selbst, das Volk ist entzündet.

Wer ist das Volk? Definiren Sie mir diesen Begriff, zeigen Sie mir praktisch, greifbar, wer das Volk ausmacht.

Die Millionen Staatsbürger, die Sie heute noch Ihre Unterthanen nennen. Wer ist das Volk in England, in Norwegen, in der Schweiz, in Nordamerika? Freie Männer! Die freien Männer sind das Volk. Und die Geschichte der freien Männer, die Geschichte des Volks entzündet das Volk, entzündet und schafft immer mehr freie Männer auch in Deutschland. Der Stand der Sachen, mein Prinz, ist jetzt der, daß entweder in England und Norwegen (die Schweiz will ich weniger berühren) die Freiheit und das Recht des Volkes vernichtet werden muß, oder daß die Freiheit und das Recht der Völker durch ganz Europa und zunächst in Frankreich und Deutschland, vielleicht auch in Italien sich eine plötzliche und furchtbare Bahn bricht.

Trotz der Fürstenbündnisse? Trotz des Bundes der deutschen Fürsten? Trotz der heiligen Allianz?

Mein Prinz, was hilft die Versicherung für Feuersgefahr gegen den Hagelschaden?

Ich verstehe Sie nicht.

Verzeihen Sie, das Gleichniß war zugleich hinkend und frivol. In der Rechnung Ihrer Bündnisse und Allianzen fehlt nur Ein Factor, das Volk, immer wieder das Volk.

Richtig, wie bei der Feuerversicherung, um auf Ihr Gleichniß zurückzukommen, das Feuer nicht mit contrahirt.

Sie vernichten mein Gleichniß, aber nicht meinen Satz. Alle Bündnisse, welche die Throne und Dynastieen unter sich schließen, können die Throne und Dynastieen nicht schützen, wenn nicht die Völker mit in dem Bunde sind, denn wie ohne Volk kein Regent ist, wie also das Volk den Regenten macht, so ist das Volk es auch allein, das den Regenten schützt und hält. Und gerade das kommt immer mehr zum Bewußtsein des Volkes und darin liegt die Gefahr für die Throne.

Und das, Oberst, das nennen Sie eine göttliche Ordnung der Dinge?

Ich erblicke in Allem, auch in dem Kleinsten die waltende Hand und Vorsehung Gottes. Er hat es in seiner Weisheit für nöthig gehalten, Jahrhunderte lang einige auserwählte Geschlechter herrschen zu lassen, ihnen die Völker unterzuordnen. Will seine Weisheit jetzt die Geschlechter den Völ-

fern unterordnen, wir müssen uns vertrauens- und demuthsvoll seinem höchsten Willen fügen.

Sie lieben solche mystischen Ansichten.

Das ist keine Mystik. Ich könnte Ihnen beweisen, daß es die Consequenz der Geschichte ist, aber ich will mich auf Thatsachen beschränken. — Es gährt überall, Prinz, in fast allen Theilen Europas. In Frankreich muß nothwendig in nächster Zeit ein furchtbarer Sturm losbrechen. Die Bajonette halten die morschen Throne nicht mehr. In Italien ist der Krater nur mühsam und nothdürftig verstopft. In Polen wächst die Erbitterung und Verschwörung mit jedem Tage. In Deutschland wird der Boden immer weiter und tiefer unterwühlt. Selbst in Rußland lodert ein, bis jetzt noch unter der Erde verborgenes Feuer der Revolution.

Sind das Visionen oder Nachrichten?

Nachrichten. Sie kennen meine Reise, meine Verbindungen. Glauben Sie mir, mein Prinz, ich theile Ihnen nur Thatsachen mit. Das große Netz einer Verschwörung ist über fast ganz Europa gespannt, einer noch sehr geheimen, noch sehr stillen, aber desto gefährlicheren!

Man muß die Gefahr nicht fürchten, so ist sie nicht da. Noch stehen die Throne und sie werden noch lange stehen.

Man muß die Gefahr aber auch nicht verachten.

Einverstanden; man muß sie vernichten.

Mit einiger Unruhe, die er vergebens zu verbergen suchte, setzte er hinzu: Und welche Mittel der Vernichtung hätten Sie?

Hoheit, lassen Sie uns gemeinschaftlich darüber nachdenken. Ich wollte mich heute auf meine Mittheilungen beschränken. Gestatten Sie, daß ich mich beurlaube.

Wann werden Sie sich dienstlich melden?

Morgen zur Parade.

Er ging; ob zufrieden mit dem Erfolge seiner Unterredung, wer hätte das aus den starren Gesichtszügen herauslesen können?

Um dieselbe Zeit ging in einem entfernten, einsamen Gange des Schloßparks Jemand langsam auf und nieder. Es war ein schöner, junger Mann von hohem, stolzen, freien Wesen, mit einem offenen, kühnen Blick, in dem jedoch etwas Schwermüthiges lag. Er schien in tiefen Gedanken zu sein, so daß er kaum bemerkte, als ihm nach einiger Zeit eine lange, sonderbar aussehende, braune Gestalt entgegenkam. Als er diese gewahrte, sagte er ohne alle Ueberraschung, aber doch mit dem Ausdrucke einer

gewissen Spannung: Nun, Geigenfritz, was bringst Du mir?

Nichts, Herr! war die kurze Antwort des Abenteurers.

Keine Spur?

Herr, ich erfreue mich, wie Sie wissen, vieler Bekanntschaften und ich sehe manche verborgene und nicht verborgene Dinge, aber ich habe ihn bis jetzt nicht gefunden.

Auch keine Spur? wiederholte jener seine Frage.

Auch keine Spur!

Wo warst Du?

Im Norden und im Süden, im Osten und im — doch ich will die Wahrheit sprechen, im Westen war ich noch nicht überall. Es sind aber nur zwei Punkte, die ich noch nicht durchsucht habe, wo er noch sein kann. Ich hatte Ihnen auf heute hier die Nachricht versprochen und ich mußte Wort halten. Ich ziehe morgen weiter und werde mein Suchen beendigen; einer Hoffnung dürfen Sie sich aber nicht hingeben.

Uud was ist Deine Meinung von der Sache?

Lassen Sie mich diese für mich behalten, bis wir uns wieder sehen. — Aber wie sieht es mit Ihnen aus?

Wie mit Dir.

Also auch nichts?

Nichts.

Er schickte sich an, wieder fortzugehen.

Wann sehen wir uns wieder und wo? fragte der junge Mann.

Ach so! Er sah eine Weile forschend mit einem ganz eigenthümlichen Blicke in das Auge des jungen Mannes. Dann fuhr er mit leisem Kopfschütteln fort: Hier sehn wir uns nicht wieder, aber ich treffe Sie! Verlassen Sie sich darauf. Das Wann und Wo kann ich Ihnen heute nicht sagen. Erzeigen Sie mir indeß eine Gefälligkeit.

Und?

Helfen Sie mir über die Mauer da. Mit der einen Hand möchte es mir etwas schwer werden.

Der junge Mann sah nach den Händen des Braunen. Die Linke war mit einem Tuche fest umwickelt.

Du bist verwundet?

Meine Schuld! Ein Spitzbube, den ich festhalten wollte, schnitt mich in die Hand. Ich hätte mich nicht mit ihm einlassen sollen. Ich wußte es vorher.

Du hattest wol wieder geträumt? fragte mit einem leichten Scherze der junge Mann.

Ich träume nicht, aber ich sehe desto mehr.

Noch immer der alte. Vorhin schien Dein Seherauge mich zu treffen.

Es traf Sie.

Und was sah es?

Helfen Sie mir über die Mauer.

Sie standen an der Mauer, die den Park umgab. Der Geigenfritz ergriff mit seiner gesunden Hand einen Baumzweig, um sich in die Höhe zu schwingen. Mit kräftigem Arme half der junge Mann ihm nach. In einem Nu war er oben.

Sie wollen wissen, was ich sah? sagte er hier: Hören Sie, Sie werden heute noch ein Glück haben, an das Sie nicht denken; ob es Ihnen Glück bringen wird, ist eine andere Frage.

Mit einem raschen Sprunge war er verschwunden.

Der junge Mann kehrte nachdenklich zurück. Die Worte des Mannes, mit dem er gesprochen, schienen ihn angelegentlich zu beschäftigen. Welche, ob die prophetische Nachricht oder ob das Ausbleiben der erwarteten Nachricht, wer kann es wissen?

An den Teichen begegnete ihm der Oberst von Reuter.

Ich wußte, daß ich Sie hier treffen würde.

Mich, Herr Oberst?

Ich sah Sie vor einer halben Stunde in den Park gehen. Sie sind unzufrieden, Master Buschby.

Ich wüßte nicht, Herr Oberst! war die etwas kühle Antwort.

Ihre Bemühungen sind fruchtlos. Er sprach die Worte mit Betonung.

Master Buschby stutzte, aber er sah mit ruhigem, klaren Blick in das Gesicht des Obersten.

Bekümmern Sie sich etwa um meine Geheimnisse, Herr Oberst?

Hatte er erwartet, den Obersten verlegen zu machen, so hatte er sich geirrt. Ruhig und mit dem Ausdrucke des Wohlwollens, antwortete ihm der Oberst:

Ich nehme nur Theil an Ihrem Schicksale und an dem Schicksale einer Ihnen theuren Person.

Jetzt wurde der junge Mann beinahe verlegen. Er gab sich indeß Mühe, gleichgültig zu erscheinen. Andrerseits sah man deutlich, daß er keine besondere Sympathie für den Obersten hatte. Sie waren verreist, Herr Oberst? fragte er trocken.

Ich war verreist und habe auf meinen Reisen manche dunkle Geschichte erfahren und manche Verfolgung vergangener Zeiten, manches herbe Schicksal, manche furchtbare Strafe für die edelsten Leidenschaften, für die heiligsten Bestrebungen kennen gelernt.

Er legte einen absichtlichen Nachdruck auf jedes

seiner Worte. Der junge Mann sah ihn mißtrauisch an; er schien errathen zu wollen, welche Absicht der Oberst mit den Worten verband.

Im Tone der Gleichgültigkeit erwiederte er: Man pflegt auf Reisen Vieles kennen zu lernen.

Junger Mann, sagte der Oberst wieder mit dem vollen Ausdrucke des Wohlwollens, Sie trauen mir nicht. Es ist nicht meine Schuld. Ich habe freilich auch kein Recht, Ihr Vertrauen zu fordern, ich habe jedoch, vielleicht mehr als Sie glauben, ein Recht, Sie zu warnen. Sie stehen hier auf einem gefährlichen Boden.

Er sah mit dem ihm eigenthümlichen, scharfen, stechenden Blick den Amerikaner an und entfernte sich dann, ohne ein Wort weiter zu sprechen.

Aus dem Gesichte des jungen Mannes war unwillkürlich auf einen Augenblick alles Blut getreten. Nach einigem Nachdenken sagte er vor sich hin: Was will der räthselhafte Mensch? — Aber warum beunruhige ich mich? — Ich kenne ja seine Art die Menschen zu ängstigen.

Allein er war nicht beruhigt, er ging noch lange, bald mit weiten, bald mit kurzen Schritten an dem Wasser auf und nieder. In seinem Gesichte, dem er wenig Gewalt anzuthun pflegte, sah man deutlich, daß in seinem Innern eine große Bewegung

war. Auch einzelne laut gesprochene Worte verriethen dies.

Er sagte, sprach er vor sich hin, wir würden uns hier nicht wiedersehen, und der Andre sprach warnend! Zwei geheimnißvolle Menschen! Aber der abenteuerliche Spielmann wenigstens meint es redlich und sonderbar, wenn es auch Phantasie sein mag, wenn sein Hellsehen auch Träumen ist, einer Unwahrheit kann ich ihn nicht beschuldigen. Was er träumte traf ein. — Was soll ich auch ferner hier? Der Schacht des furchtbaren Geheimnisses bleibt verschlossen. Nur zwei Personen sind im Besitze der Schlüssel. Sie sind unzugänglich. Sagte doch auch er, meine Bemühungen seien fruchtlos. — Aber wie? Er wäre der Dritte. — Doch ich kenne ihn ja; er wollte sich den Schein geben, als wisse er etwas. Freilich er kann es wissen. Seine vielen Verbindungen, seine Herrschaft über die gewöhnlichen Menschen! — Allein wenn er auch mit in dem Geheimnisse wäre, er ist verschlossener als die Anderen und — verschmitzter. — Und nun sie – !

Er beschleunigte in steigender Aufregung seine Schritte. Alle seine Bewegungen verriethen, daß es in ihm kämpfte und stürmte. Zuletzt blieb er stehen. Mit Entschlossenheit sagte er: Also fort! Es muß so sein! Vielleicht liegt in diesem Entschlusse das

Glück, von dem der alte Mann sprach, das zweifelhafte! Ja wol zweifelhaft! —

Er ging mit festem Schritte dem Schlosse zu; er schritt über die leere Terrasse in das Innere, die breite Treppe hinauf, die zu den Gemächern der Prinzessin Amalie führte. Er trat in das Vorzimmer der Prinzessin. Es war ein Kammerdiener dort. Er fragte, ob die Prinzessin allein sei. Er erfuhr, es sei die Hofdame bei ihr. Die Nachricht schien den Schritt, den er vorhatte, ihm zu erleichtern.

Melden Sie mich! sagte er.

Der Kammerdiener ging, ihn zu melden. Nach wenigen Augenblicken wurde er in das Boudoir der Prinzessin geführt. Die Prinzessin Amalie befand sich allein dort. Die Hofdame war im Nebenzimmer. Die Prinzessin schien geweint zu haben; ihr Gesicht drückte Kummer aus, ihre Augen waren geröthet.

Prinzessin sagte er, ich komme, um mich bei Ihnen zu verabschieden.

Sie wollen verreisen?

Ich muß fort von hier. Ein herbes Geschick treibt mich.

Sie wollen uns ganz verlassen? fragte sie sichtlich erschrocken.

Es ist eine heilige Pflicht, die mich von hier abruft.

Sie ging mit wankendem Schritt in das Nebenzimmer; sie sprach dort einige Worte mit der Hofdame. Er hörte, wie diese sich darauf durch eine andere Thür entfernte. Die Prinzessin kehrte zurück. Sie trat zuerst an das Fenster, das Gesicht von ihm abgewandt. Es war, als wenn sie sich sammeln, kräftigen müsse, bevor sie weiter mit ihm sprechen könne. Nach einer Weile nahte sie sich ihm.

Buschby, sagte sie, müssen Sie uns verlassen?

Ich muß es, antwortete er. Die Antwort kam aus einem schweren Herzen.

Werden Sie, fragte sie und die Frage kam vielleicht aus einem noch mehr gepreßten Innern, werden Sie Europa verlassen?

Ich weiß es nicht, wohin mein Schicksal mich führen wird.

Sie schwieg. Auch er sprach nicht. Es entstand eine lange Pause. Aber es war keine Pause der Verlegenheit, es waren Augenblicke eines tiefen Schmerzes. Sie blickte mit den von Thränen verschleierten Augen nach den Blumen des Frühlings, die auf dem Tische neben ihr standen. Er kämpfte einen schweren, schmerzlichen Kampf mit sich selbst. Er fand zuerst wieder Worte.

Prinzeß Amalie, sagte er, es harren meiner unruhige Tage, vielleicht sehr trübe Stunden. Aber

Ein Stern wird mich geleiten durch die dunkelsten Nächte des Lebens, Ein Bild wird mir Trost winken in den bittersten Stunden des Kummers, Ein Gedanke wird mich aufrichten noch in dem Augenblicke meines Scheidens aus dieser Welt. Der Stern, das Bild, der Gedanke sind Sie!

Er hatte mit erzwungner Ruhe begonnen, aber schon nach den ersten Worten brach die mühsam bekämpfte Leidenschaft aus seinem Innern heftig hervor. Er ergriff mit der ganzen Kraft derselben die Hand der Prinzessin und drückte sie an sein Herz.

Sie erbebte; sie entzog ihm die Hand; sie legte beide Hände vor das Gesicht. Sie machte einen vergeblichen Versuch zu sprechen.

Plötzlich nahm er sich wieder zusammen. Prinzessin, sagte er, entlassen Sie mich.

Sie reichte ihm die Hand. Die Worte: Leben Sie wohl! schwebten auf ihren Lippen, aber sie sprach sie nicht aus. Auf einmal entzog sie ihm die dargereichte Hand wieder und schwankte zu einer Blumenvase, die neben ihrem Armstuhle stand. Es steckten zwei halbverwelkte Rosen darin, einander durchaus gleich. Sie nahm eine davon. Sie kehrte damit zurück zu ihm. Sie legte die Rose in seine Hand.

Sie ist das Theuerste, was ich habe, sagte sie. Möge sie Ihnen stets heilig sein.

Er nahm zitternd die Rose.

Aber jetzt schien auch ihr Herz sich erschlossen zu haben.

Mein edler Freund, sagte sie, gedenken Sie bei der Rose Ihrer Freundin, die von heute an wieder verlassen ist. Sie sind der erste Mensch, den ich kennen gelernt habe, Sie sind der einzige geblieben. O wie viel verdanke ich Ihnen! Nie, nie werde ich Sie vergessen können, aber sollte einmal die Blume der Dankbarkeit weniger lebendig in meinem Herzen blühen wollen, dann —

Sie nahm die zweite Rose aus der Vase und fuhr fort:

Dann soll diese Rose von dem Sarge der Mutter mich mahnen, was ich dem fernen Freunde verschulde.

Diese Rose, sagte er, wird nicht mehr von meinem Herzen weichen. Sie ist das theure Unterpfand zweier unvergeßlicher Stunden, der süßesten, der schmerzlichsten meines Lebens. O Amalie, in jener Nacht, als wir an dem Sarge Ihrer zu früh verblichnen Mutter standen und diese Rose brachen, als Ihr schönes Herz so unendlich klar und rein vor mir lag, in jener Nacht hat die glücklichste Stunde meines Lebens geschlagen. Heute, ich habe furchtbare Stunden des Jammers erlebt, des herzzerschneidenden

Jammers einer edlen Mutter, aber heute schlägt die schmerzlichste Stunde meines Lebens.

Sie hatte das weinende Gesicht mit ihren Händen bedeckt.

Leben Sie wohl! sagte er mit langsamer, leiser Stimme.

Er ging zur Thür. Noch einmal kehrte er um. Sie stand mit verhülltem Gesichte ohne Bewegung wie fest gebannt. Er ging zu ihr zurück, und beugte ein Knie vor ihr. Thränen drangen aus seinem Auge. Sie regte sich nicht. Er stand auf.

Auf einmal stürzte sie zu ihm. Eduard! rief sie, verlassen Sie mich nicht.

Herr des Himmels! Amalie!

Er umfaßte sie mit beiden Armen. Sie umschlang ihn mit den ihrigen. Sie verbarg das Gesicht an seiner Brust, ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen.

Ihre Lippen fanden sich. Es trank der Eine in langen, wonnevoll schmerzlichen Zügen die Thränen des Andren. Sie feierten die seligsten Augenblicke der ausgesprochnen reinen und keuschen Liebe.

Unser Bund ist für die Ewigkeit geschlossen, sagte er.

Nie, nie werden wir uns trennen!

Ich hätte ja nicht leben können ohne Dich.

Ich hätte nur noch das Grab meiner Mutter gehabt, um darauf zu sterben, wenn Du mich verlassen hättest.

Aber, Amalie, sagte er auf einmal erblassend, Du kennst mich nicht. Der Fremde, der Unbekannte hat sich in Dein argloses Herz gestohlen.

Ich kenne Dein Herz, ich kenne Deinen Geist, ich liebe Dich. Das ist mir genug. Ich folge Dir, wohin Du mich führst, durch das Leben, durch die Welt. Laß uns ziehen, noch heute; ich bin Dein.

Sie sprach die Worte mit der Begeisterung der hingebendsten Liebe.

Er war noch verlegen. Amalie, Du weißt nicht, wer ich bin. Mich verfolgt ein dunkles Schicksal.

Du bist ein edler Mensch, der mich liebt.

Der Zauber der Liebe ergriff ihn. Mein ganzes Leben gehört Dir. Du hast Dich nicht in mir getäuscht.

So führe mich noch heute von hier fort. Laß mich noch heute Dir allein, Dir ganz angehören.

Fliehen?

Der Kummer, in dem er sie angetroffen, wachte wieder in ihr auf. Ja fliehen! sagte sie. Dieser Hof ist mir furchtbar, entsetzlich. Frage mich heute nicht. Ohne Dich kann ich keinen Augenblick länger hier sein. Nur Du warst hier der Anker meines Lebens.

Und Dein alter Großvater!

Ich war ihm stets gleichgültig.

Aber eine heimliche Flucht, Amalie! Die Ehre seines fürstlichen Hauses?

Mein Bruder beherrscht ihn. Mein Bruder — sie stockte und fuhr erst nach einer Pause fort: Mein Bruder liebt mich nicht. Es wird ihm leichter sein, wenn ich fort bin, und auch mir wird leichter sein, fern von hier, in der neuen Welt Amerikas, an Deiner Seite, an der Seite Deiner edlen Mutter, in der ich meine Mutter wiederfinden werde.

Er widersprach ihr nicht mehr.

Wann reisen wir?

Heute Abend.

Ich werde Alles vorbereiten.

Um zehn Uhr werde ich an dem dritten Pförtchen der Parkmauer sein.

Ich werde Dich erwarten.

Sie trennten sich. —

IV.

Die Ausweisung.

An dem westlichen Ende des anmuthig im flachen Felde gelegenen Dörfchens, dort, wo die mit Stroh gedeckten Häuser aufhörten, stand in geringer Entfernung weiter ein einsames Häuschen. Es lag mitten in einem Garten, der mit Gemüse bebaut und mit Obstbäumen bepflanzt war. Es war von freundlichem Aussehen. Zweistöckig leuchtete es mit seinen weißen Mauern, seinen hellen Fenstern und seinem rothen Dache weithin in das Feld, über die niedriger gelegenen Häuser des Dorfes, über die Gärten und über die vollen, wogenden Kornfluren. Der müde, erschöpfte Wanderer, wenn er es sah, dachte unwillkürlich an Labsal und Erquickung, dem fahrenden Abenteurer traten Bilder des Ausruhens von den Mühsalen dieses Lebens entgegen, dem Unglücklichen schien das weiße Häuschen mit dem rothen Dache Trost und Frieden zuzuwinken.

Es war nicht Alles Ruhe, Trost und Friede, was in dem Häuschen wohnte.

Vor der Thür des Häuschens, im Schatten eines Birnbaums, saß in einem Lehnsessel, weich auf Kissen, eine alte, zwar ärmlich aber sauber gekleidete Frau. Ihr Aussehen war das des vielgeprüften, kränklichen, bald dahin sterbenden Alters. Ihr Auge war matt, ihre Gesichtszüge erschlafft, ihre Hände mager. In ihrem Gesichte war nur noch der Ausdruck schwerer Leiden der Vergangenheit und einer stillen Sehnsucht in die Zukunft, vielleicht nach der ewigen Ruhe zu lesen. Ihre Hände lagen gefaltet auf ihrem Schooße, ihre Augen waren über Feld und Flur hinaus in das unendliche Blau des Himmels gerichtet.

Neben der Pforte des Todes stand, wie so oft auf Erden, die mit Rosen bekränzte Wiege des Lebens.

Ein blühender, kräftiger Knabe von etwa fünf Jahren spielte zu ihren Füßen. Er war ärmlich, aber reinlich gekleidet, wie die alte Frau. Die kindlichen Züge des Gesichts waren noch nicht vom Schmerze berührt; es wohnte nur Glück, Freude und Fröhlichkeit darin. Seine Wünsche gingen noch nicht über das Nächste hinaus, und das Nächste hatte er; denn nur das war ihm das Nächste, was

er hatte. Jetzt waren es seine Blumen, mit denen er spielte.

Großmutter, sagte das Kind, nachdem es eine Zeitlang aufmerksam seine Blumen betrachtet hatte, in einem halb fragenden Tone, die Mutter sagt, die Blumen lebten, wie Du und sie und ich.

Gewiß leben sie, mein Kind, denn es lebt Alles, was der Herr geschaffen hat, antwortete die alte Frau.

Dann müssen sie ja Schmerzen fühlen, wenn ich sie hinwerfe oder zerpflücke.

Sie fühlen keine Schmerzen, denn sie thun nichts Böses; sie sind wie die Engel im Himmel, die auch keinen Schmerz fühlen. Der Schmerz ist etwas Böses und Böses fühlt nur, wer Böses thut. Die Engel und die Blumen thun nichts Böses, sie sind nur zur Freude der Menschen da.

Aber die Engel freuen sich doch, sagt die Mutter, wenn ich fromm bin. Können sich denn auch die Blumen freuen?

Wol freuen sich die Blumen! Hast Du es nicht bemerkt, wie sie dankbar ihre Blüthen in die Höhe strecken und wie sie so schön und freudig duften, wenn der liebe Gott ihnen einen warmen Regen vom Himmel schickt?

Der Knabe sah, sinnend über die Worte der Großmutter, vor sich hin.

Eine junge Frau trat aus dem Hause zu den Beiden. Sie war schlank und zart gebaut. In ihren Gesichtszügen war eine lange, traurige Geschichte von Gram und Leiden zu lesen. Sie blickte mit ihrem kummervollen Auge unruhig nach dem Wege, der an dem Gärtchen vorbeiführte. Dann wandte sie sich freundlich an die alte Frau.

Fühlst Du Dich wohler, gute Mutter?

Die nahe Freude des Wiedersehens stärkt mich wunderbar. Es ist mir, als wenn der Himmel mir noch einmal die volle Kraft verleihen wollte, eine irdische Freude in ihrer ganzen Fülle zu genießen, um mich dann zu der ewigen Seligkeit abzurufen.

Der Himmel wird Dich noch lange für uns erhalten. Was sollten wir anfangen ohne Dich? Wie oft bist Du mit Deinem klaren, ruhigen Geiste mein Trost gewesen! In wessen Arm sollte ich flüchten, bei wem sollte ich Freude und Erhebung suchen, wenn die Leiden wieder über meinem schwachen Haupt zusammenschlagen?

Der Herr wird Dir bessere Tage schicken. Er mißt jedem Menschen ein Maaß von Leiden zu. Das Deinige scheint erschöpft zu sein.

Die Leiden des Menschen erschöpfen sich nie.

Sei nicht undankbar, meine Tochter! Hat er Dir nicht in so wunderbarer Weise Hülfe und Errettung aus der Noth geschickt? Kann er nicht Deinem Schicksale jetzt eine gänzliche Wendung geben wollen?

Ohne mir meinen armen Mann wiederzugeben?

Kann er nicht auch das?

Ohne ein Wunder nicht!

Der Mensch nennt Wunder die unerforschlichen Wege des Herrn. Wer will ihm diese vorzeichnen? Hat der Herr nicht schon Wunder an uns gethan? Thut er nicht täglich, stündlich Wunder an uns? Dieses Häuschen, dieser Garten, dieser weiche Sessel, in dem ich sitze, die Kleidung, die wir tragen, sind sie nicht Wunder? Vor wenigen Wochen noch kannten wir sie nicht; und wer sie Dir damals gezeigt hätte, hättest Du ihm nicht auch ungläubig geantwortet, Wunder gebe es nicht?

Es ist wahr, Mutter! Der Bruder kehrte nicht zurück; die Schwester kam nicht. Wir warteten den einen Tag vergeblich, wie den andren. Keine Nachricht von ihnen drang zu uns. Du lagst in Schmerz und Elend auf dem Krankenbette. Ich wurde täglich schwächer, meine Kräfte schwanden, eine schwere Krankheit drohte mich gleichfalls auf das Siechbett zu werfen. Ich konnte noch kaum zu dem Küchen-

heerd kriechen, um Dir die warme Suppe zu bereiten. Der letzte, geringe Rest unsres Geldes war aufgezehrt. Unsre Sachen, unsre Kleidungsstücke hatte ich schon verkauft. Ich hungerte schon; das arme Kind dort mußte schon nach Brot, nach dem trocknen Brote rufen. Und immer, immer kehrte der Bruder und die Schwester nicht zurück und keine Nachricht kam von ihnen. — Es war entsetzlich! — Da auf einmal kam der Brief des unbekannten Mannes, des uns völlig, selbst bis auf Namen und Heimath unbekannten Mannes. Unsre Noth war gehoben. Er schickte uns Geld, mehr als wir für lange Zeit bedürfen. Er wies uns dieses Haus, diesen Garten an; wir sollen darin schalten, wie in unsrem Eigenthum. Er bat uns, beruhigt zu sein über die ausbleibenden Geschwister; er versprach uns, daß sie bald wohlbehalten in unsre Arme zurückkehren würden. Und heute, in der nächsten Stunde erwarten wir sie! Und Dir schenkte der Himmel die Gesundheit und mir meine Kräfte wieder. —

Und trotz alle dem wolltest Du verzweifeln, Johanna? sprach mit einem leisen Vorwurfe die alte Frau. Du lebst mitten in einer Welt von Wundern, Du fühlst so nahe an Dir die rettende Hand des Herrn und Du wolltest zweifeln, daß er weiter helfen könne?

Nein, Mutter! Ich will in Ruhe und Demuth erwarten, was er über uns verhängen wird.

Thue das, meine Tochter, so wirst Du auch mir das Scheiden aus dieser Welt leichter machen. Wir müssen uns bald trennen, ich fühle es. Auch hierin mußt Du Dich dem Willen des Himmels unterwerfen.

Die junge Frau ging sinnend weiter in das Gärtchen hinein, dem vorüberführenden Wege zu und sah sehnsuchtsvoll den Weg hinauf. Ihr Herz schlug in freudiger und doch wieder in banger Erwartung. Der Knabe war ihr gefolgt mit einem Kranze, den er aus den Blumen geflochten hatte. Sie sah ihn kaum, so erwartungsvoll waren ihre Augen auf die Landstraße gerichtet.

Nach einer Weile kam ein Wagen herangefahren. Sie öffnete die Thür des Gartens und trat auf den Weg. Der Wagen kam näher. Mit klopfendem Herzen flog sie an ihn heran. Es waren die Geschwister, es war der Bruder, es war die Schwester. Mit freudestrahlenden Gesichtern stürzten sie aus dem Wagen, in die Arme der Schwester.

Johanne, liebe, gute Schwester!

Bernhard! Anna! habe ich Euch wieder?

Und wie wohl siehst Du wieder aus!

Und wie prächtig wohnst Du hier?

Aber die Mutter! die arme Mutter! Wie mag sie um uns in Sorgen gewesen sein?

Und meint Ihr, ich sei es minder gewesen?

Nein, du Gute. — Aber hin zu ihr!

Die kleine Anna flog mehr, als sie ging, zu der alten Mutter. Sie umfaßte ihre Knieen und warf sich in ihre Arme.

Mutter, theure, theure Mutter!

Die alte Frau drückte das schöne Kind mit stiller Liebe an ihr Herz. Ich danke dem Himmel, daß er mir die Freude geschenkt hat, Dich noch einmal wiederzusehen.

Sie hieß sie dann aufstehen und betrachtete sie lange mit einer stummen, aber lebhaft aus ihrem Blicke hervorstrahlenden Freude.

Seit zwei Jahren habe ich Dich nicht gesehen, mein geliebtes Kind. Du bist groß geworden, und was besser ist, Du bist brav geworden; ich sehe es an Deinem klaren Blick. Bewahre Dir immer das reine Herz, dessen Spiegel er ist.

Die junge Frau kam mit dem Bruder herbei. Er umarmte mit zärtlicher Ehrerbietung die Mutter.

Du hast schwer gelitten, mein Sohn?

Für mich, Mutter, sagte das Mädchen.

Der Herr wird es ihm vergelten!

Er hat es schon vergolten, dadurch, daß ich Euch

so wohl, so frei von Sorgen hier sehe. Ich preise mich glücklich, daß ich das Werkzeug in seiner Hand war.

Erzählt, sagte die junge Frau, befriedigt unsere Neugierde. Wir wissen nur von Bernhards Unwohlsein und daß ein edler Mann sich Eurer und, nachdem er von Euch unsere Lage erfahren, sich auch unsrer angenommen hat.

Wol ist es ein edler Mann, dieser Balischewski. Ihm verdanke ich mein Leben.

Ich wäre Deine Mörderin gewesen!

Erzählt in Ruhe und Ordnung! ermahnte die Mutter.

Die Erzählung wird kurz sein, sagte der junge Mann mit einem Blick auf das Mädchen, der ihr Schonung zusicherte.

Wir waren auf der Rückreise zu Euch vor ungefähr vier Wochen des Abends in einem kleinen Städtchen angekommen. Das Unglück wollte, daß wir in dem Wirthshause, in welchem wir einkehrten, mit rohen Offizieren zusammentrafen. Sie betrugen sich unartig gegen Anna, ich nahm mich natürlich der Schwester an und wurde nun von ihnen und ihren Soldaten gemißhandelt.

Die Unmenschen, fiel Anna ihm ins Wort, hatten den armen Bruder beinahe getödtet. Ich

fand ihn ohne Bewegung, kaum noch athmend in der Straße, wo sie ihn, wahrscheinlich in der Meinung, daß er nicht mehr lebe, verlassen hatten. Ich versuchte mit meinen schwachen Kräften ihn aufzurichten. Es war vergeblich. Ich vermochte nur seinen Kopf in die Höhe zu heben, aber auch das nur, damit das Blut stärker aus den Wunden floß, die ihm die Barbaren beigebracht hatten. Ich rief um Hülfe, so laut ich konnte; auch das war vergeblich. Ich lief zu den Häusern, ich klopfte an die versperrten Thüren, an die verschlossenen Fensterladen; Alles war vergeblich. Niemand hatte den Muth, auf die Straße zu treten, mir nur zu antworten; man fürchtete die Rache der Soldaten. Ich lief verzweiflungsvoll zu dem armen Bruder zurück. Sein Körper fing schon an zu erkalten, das Blut in den Wunden gerann, ich warf mich über ihn, um mit ihm zu sterben. — Da kam unser Retter. Er war gleich uns an demselben Abend als Reisender in dem Gasthofe des Städtchens angekommen. Ermüdet hatte er sich früh zur Ruhe begeben. Das Getöse auf der Straße hatte ihn geweckt, mein Hülfegeschrei ihn herausgerufen. Sein Kutscher folgte ihm. Gemeinschaftlich trugen wir den beinahe Todten zurück zu dem Wirthshause, aber mit welchem Entsetzen denke ich daran zurück — der

Wirth verweigerte unsere Aufnahme. Die Offiziere hatten sie ihm verboten. War es wahr, war es nicht wahr, wir mußten umkehren. Doch ich will kurz sein. Mit Mühe erfuhren wir die Wohnung eines Wundarztes; dorthin gingen wir. Der Mann verband die Wunde, aber er konnte uns nicht bei sich behalten, denn auch er fürchtete die Rohheit des Militairs. Niemand in dem Städtchen wollte uns aufnehmen. Auf der kalten, nassen Straße konnten wir den Sterbenden nicht lassen. Unser edelmüthiger Retter ließ seinen Wagen kommen und in diesen legten wir den noch immer bewußtlosen Bruder. Wir fuhren langsam aus dem Thore der Stadt. Wir mußten eine ganze Stunde weit auf der Landstraße fahren, bis wir endlich einen Krug fanden, in dem uns Aufnahme wurde.

Armer, armer Bernhard!

Arme, unglückliche Anna!

Meine Schmerzen, meine Angst will ich Euch nicht schildern. Zwei Tage lang war der Bruder in Lebensgefahr. Ich kam nicht von seiner Seite. Der Fremde, nein, kein Fremder, er war uns sogar mehr als Freund, er war uns Vater, Balischewski verließ uns nicht. Nach drei Tagen bekam Bernhard die Besinnung wieder. Die Aerzte erklärten ihn außer Gefahr. Ich jubelte, Balischewski

hatte zwei Aerzte herbeigeholt, die den Bruder behandelten. Er sorgte für alle unsere Bedürfnisse. Ich mußte ihm von Euch erzählen. Er versprach, Euch Nachricht von uns zu geben und auch für Euch Sorge zu tragen, damit Ihr nicht Mangel littet. Ich schilderte ihm nur mit Widerstreben und erst später Eure Lage, aber ich mußte ja, denn ich konnte Euch der Verzweiflung nicht überlassen.

Gute Anna, Dir verdanken wir unser Leben, die Mutter und ich. Ohne die Unterstützung, die durch den edlen Fremden uns zu Theil wurde, wären wir erlegen.

Ach, er war so gut, er dachte an Alles. Auch meine Harfe verdanke ich ihm. Er holte selbst sie aus dem Städtchen herbei, wo ich sie zurückgelassen hatte.

Und wer ist dieser brave Mann?

Wir wissen nichts von ihm als den Namen, antwortete der Bruder. Er sprach nie von sich. Fragen wich er aus. Selbst seine Heimath haben wir nicht erfahren können, dem Namen nach scheint er ein Pole zu sein. Aus einem Gespräche mit einem Polizeibeamten aber, der sich nach seiner Legitimation erkundigte, glaubte ich zu entnehmen, daß er einen englischen Paß habe, wenigstens unter dem Schutze des englischen Gesandten stehe.

Er versprach auch, fiel das Mädchen ein, in der

Residenz für die Bestrafung der Offiziere zu sorgen.

Er konnte, fuhr der Bruder fort, nachdem ich außer Gefahr war, nur noch wenige Tage bei uns bleiben. Als er Abschied nahm, schien er mir zu verstehen zu geben, daß er Vorhöff kenne!

Meinen Mann? fiel hastig, mit hellleuchtenden Augen die junge Frau ein. Was sagte er von ihm? Ich bitte Dich, sprich.

Es waren freilich nur wenige und dunkle Worte! Theilen Sie Ihrer Schwester mit, sagte er, daß ihr Gatte noch nicht für sie verloren sei.

Das sagte er? Weiter, weiter!

Sie soll Muth fassen, setzte er noch hinzu. Mehr sprach er nicht. Ich bat ihn um Deinetwillen, er möge sich deutlicher erklären. Er erwiederte mir blos: Fragen Sie mich nicht, ich darf Ihnen weiter nichts sagen. — Ich glaube, daß er einer großen und weit verzweigten Verbindung angehört, die sich im Geheimen unter den Völkern Europas für die Freiheit gebildet hat. Ich habe das aus mehreren seiner Worte schließen müssen.

Nicht verloren? O Gott im Himmel, wenn er wahr geredet hätte!

Siehe, Johanna, sagte die alte Mutter, die Pforte des Wunders scheint sich öffnen zu wollen.

Vertraue Du nur dem Herrn. Ich habe ja auch meine Kinder heute wieder erhalten, die wir verloren glaubten. — Komme zu mir, mein armer Sohn Bernhard, der Du so schwer gelitten hast und dessen Leiden uns nun zum Glück geführt haben. Du hast Recht, Du bist das Werkzeug in der Hand des Herrn gewesen.

Der Sohn beugte sich über ihre Hand und küßte diese. Sie befühlte mit schmerzlicher Sorge die Narben, welche die Wunden an seinem Haupte zurückgelassen hatten, sie erkundigte sich, wie es mit seiner Gesundheit im Uebrigen, mit seinem Brustleiden stehe und freute sich still, aber innig, als sie erfuhr, daß er sich auffallender Weise wohler fühle als vor der Mißhandlung, daß er namentlich eine merkwürdige Erleichterung seiner Brustorgane verspüre.

Die Frau Vorhöff gab sich unterdeß einer halb sehnsüchtigen, halb schmerzlichen Freude hin. Den Knaben an der Hand, die Schwester zur Seite wandelte sie durch den Garten, träumend von vergangenen Tagen, von Leid und Freude, von Sorgen und Gram, aber auch von Liebe und Lust und Erhebung, und hinausschauend in die weite, unbegrenzte Zukunft voll Furcht und Hoffen, voll Bangen und Verlangen. Ihr Auge fiel bald thränenschwer auf den Knaben und schweifte bald wonne-

ahnend über die Felder hinaus in die unendliche, blaue Ferne. Nach einer Weile entfernte sie sich. Sie mußte allein sein wie immer, wenn ihr Herz einen ungewöhnlichen Eindruck empfangen hatte.

Die Schwester ging mit dem Knaben zu der Mutter zurück; diese saß allein, denn auch der Sohn hatte sich fortbegeben, um seine Sachen zu ordnen.

Die alte Frau schien sich nach der Rückkehr des Mädchens und nach dem Alleinsein mir ihr gesehnt zu haben. Sie drückte sie an sich und küßte sie zärtlich.

Darauf sagte sie zu ihr: Setze Dich zu meinen Füßen, Anna, und dann höre mir zu.

Das Mädchen setzte sich, wie die Mutter angab. Der Knabe spielte umher.

Anna, fuhr die alte Frau fort, meine Tage sind gezählt, vielleicht nur noch wenige Stunden. Mein süßester Wunsch in diesem Leben war, Dich noch einmal wiederzusehen. Er ist heute erfüllt. Johanne und Bernhard waren die Kinder meiner Freude, meiner Hoffnungen: Du warst noch klein, als das Glück uns verließ, Du warst das Kind meiner Angst, meiner Sorgen. Darum hing mein Herz so recht innig fest an Dir, darum auch der Wunsch, Dir noch einmal meinen mütterlichen Segen zu geben, bevor ich aus dieser Welt scheiden muß.

Das Mädchen küßte still ihre Hand.

Ermahnen will ich Dich nicht. Dein Herz ist rein, Dein Gemüth voll Gottesfurcht, Du hast einen frohen, starken Sinn. Diese Eigenschaften Deines Innern werden Dich von dem Wege der Tugend nicht abirren lassen, aber eine Bitte, eine letzte Bitte wollte ich noch an Dich aussprechen. Deine Schwester ist kränklich; die schweren Leiden ihres Herzens, die Anstrengungen und Entbehrungen des Körpers haben ihre Gesundheit früh untergraben. Dein Bruder war immer schwächlich. Beide können einander wenig unterstützen. Nimm Du Dich ihrer an, halte bei ihnen aus treu, redlich, schwesterlich, verlasse sie nicht, auch nicht in den bösesten Tagen. Das versprich mir!

O Mutter, sagte das Mädchen weinend, hast Du daran gezweifelt, daß ich ihnen je etwas Anderes als eine treue Schwester sein könne? Wie könnte ich ein reines Herz, wie könnte ich Gottesfurcht haben, wenn ich die Schwester und den Bruder jemals verlassen könnte?

Ich zweifelte nicht, aber die Bitte einer sterbenden Mutter haftet fest in einem jungen Herzen. Nun ist es gut.

Und auch Du bleibst noch lange, lange bei uns! sagte das Mädchen, wieder muntrer werdend.

Die alte Frau schüttelte das Haupt. Meine Stunde ist gekommen, sagte sie mit einer ahnungsvollen Betonung des Wortes.

Nach einer Pause fuhr sie fort: Erzähle dem Knaben von seinem Vater. Das Gemüth der Kinder muß früh die Eindrücke empfangen, die ihnen die Wegweiser auf ihrem Lebenspfade sein sollen. Ihr Herz, ihr Geist muß sich erstarken an großen und schönen Beispielen; doppelt wohl ihnen, wenn diese aus ihren Angehörigen genommen werden können. Das Andenken an seinen Vater muß immer wach und lebendig in dem Kinde erhalten werden. Ich vermag es nicht mehr, ich bin zu alt. Seiner Mutter fließt das Herz über, wenn sie der Waise nur den Namen des Vaters nennt. Erzähle Du ihm oft von den Thaten und den Leiden des schwer geprüften Mannes.

Der Knabe hatte aufgehorcht. Das Bild der kleinen Tante war zwar während der zwei Jahre ihrer Abwesenheit aus dem zarten Gedächtnisse entschwunden gewesen, aber die Mutter und die Großmutter hatten ihm so oft von ihr gesprochen, daß er sich rasch mit ihr vertraut gemacht und befreundet hatte. Er sah jetzt bittend zu ihr auf.

Erzähle vom Vater, Tante Anna! Kommt er bald wieder zu uns?

Wir wollen es hoffen, mein guter Paul.

Wo ist er denn jetzt, Tante? Die Mutter sagt, sie wisse es nicht.

Auch ich weiß es nicht. Wir glauben nur, daß böse Männer ihn gefangen halten und zu der Mutter und zu Dir nicht zurücklassen wollen.

Warum wollen sie das denn nicht?

Ach, lieber Paul, das ist eine traurige Geschichte.

Erzähle, aber weine nicht wie die Mutter.

Höre mir zu. Wir wohnen in einem schönen Lande, daß man Deutschland nennt. In diesem Lande wohnen viele tausend und abermal tausend brave Menschen. Und auch eine Menge Fürsten wohnen darin, die über diese braven Menschen herrschen. Da kam nun vor vielen Jahren ein Feind in das Land, ein mächtiger Kaiser, der über die Franzosen regierte. Dieser Kaiser überfiel die deutschen Fürsten und besiegte und unterjochte sie und machte sie zu seinen Untergebenen. Das blieben sie volle sieben Jahre. Der Feind war übermüthig und grausam und die deutschen Fürsten und das deutsche Volk hatten viel von ihm zu erdulden, viele Qual und Plage, viele Unterdrückung und Ungerechtigkeit, aber das deutsche Volk rüstete im Stillen seine Kraft, und als der Hochmuth und der Druck des Fremden zu arg geworden war, da vereinigte das

Volk sich mit seinen Fürsten und sie schlugen und jagten den Fremden aus dem Lande hinaus und befreiten sich, das Volk und die Fürsten.

Sie unterbrach sich lachend. Ich erzähle dem Kinde Sachen, die es nicht versteht, Mutter!

Erzähle Du nur weiter und erzähle alle Tage. Du gibst ihm Stoff zum Nachdenken. Was er heute nicht begreift, versteht er morgen und zuletzt lebt ein festes und klares Bild in ihm.

Der Knabe hatte der Erzählerin in der That mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Sie fuhr fort:

Auch die deutschen Fürsten hatten das Volk früher oft unterdrückt. Sie hatten ihm nicht gegeben, was ihm zukam. Als das Volk ihnen jetzt beistand und sie wieder fest auf ihre Throne setzte, da gelobten sie feierlich, daß das Volk nun nicht mehr unterdrückt werden solle, daß es frei sein und alle seine alten Rechte zurück haben solle. Aber was die Menschen in der Noth versprochen haben, das halten sie nicht immer, wenn die Noth vorüber ist. So erging es auch in Deutschland. Als die deutschen Fürsten wieder auf ihren Thronen saßen, da dachten sie nicht mehr an das, was sie versprochen hatten und sie unterdrückten das Volk noch mehr, als es die fremden Franzosen gethan hatten.

Das war schlecht von ihnen! rief der Knabe lebhaft.

Siehst Du, wie er begreift! sagte die Mutter.

Dasselbe dachte das Volk. Es traten deutsche Männer auf, die das laut sagten. Unter ihnen war Dein Vater, Paul. Er war mit bei denen gewesen, die den fremden Feind aus dem Lande gejagt und die Fürsten wieder auf die Throne gesetzt hatten. In manchen Schlachten hatte er vor dem Feinde gestanden und sein Gesicht und seine Brust waren voll Narben von den Schwertern und Kugeln der Feinde. Er und viele Freunde mit ihm traten auf und sprachen: Haben wir darum geblutet und die fremden Ketten zerbrochen, daß unsre eignen Fürsten uns in neue Ketten legen sollen? Haben wir die Fürsten frei gemacht, damit sie uns zu ihren Knechten machen sollen? Sie verlangten laut, daß man dem Volke seine alten, versprochnen Rechte wiedergeben, daß man es wieder frei machen müsse. Sie forderten das Volk auf, daß es zu ihnen stehe und die Fürsten bitte, zu thun, was das Recht von ihnen verlange. Allein die Fürsten hörten nicht auf ihr Bitten und drohten ihnen, sie als Volksaufwiegler in die Kerker zu werfen, wenn sie nicht schwiegen. Die Männer aber schwiegen nicht, denn sie waren in ihrem und des Volkes gutem Rechte. Sie wurden nur vorsich-

tiger, um nicht vor der Zeit der Gewalt zu verfallen und sie traten im Geheimen zusammen, um zu berathen, wie sie die Freiheit und die Rechte des Volkes wieder erlangen könnten. So vereinigten sich und wirkten im Stillen Tausende von edlen Männern und Jünglingen in Deutschland. — Sie wurden verrathen. Die Schergen fielen über sie her, und schleppten sie in die Gefängnisse. Sie wurden angeklagt als Hochverräther. Die Richter verurtheilten Viele zum Tode oder zu ewigem, finstern Kerker.

Das Mädchen schwieg, selbst ergriffen von ihrer Erzählung.

Haben sie meinen Vater auch verurtheilt? fragte der Knabe.

Ja, Du armes Kind. Sie haben ihn zum Tode verurtheilt, und dann zu lebenswieriger Haft begnadigt.

Aber er lebt noch, sagt die Mutter!

Wir wissen es nicht. Deine Mutter, Deine Großmutter, wir Alle haben ihn nicht wiedergesehen seit dem Abend, als plötzlich die Gensdarmen kamen und ihn aus unsrer Mitte rissen und fortschleppten. Das war eine fürchterliche Stunde für uns.

Wo war ich denn damals?

Du, mein Kind, warst damals noch nicht ge-

boren. Du hast Deinen Vater noch nicht gesehen und sein Auge hat Dich nicht erblickt.

Aber ich werde meinen Vater sehen! sagte das Kind mit einer Entschlossenheit, als wenn es nur auf seinen Willen ankomme.

Daran denke Du immer, sagte die Großmutter, denke immer, daß Du den Vater und daß der Vater Dich sehen wird und daß er sich freuen wird, wenn Du ein braver und muthiger Mensch geworden bist.

Wenn ich groß werde, so werde ich den Vater aufsuchen und zu der Mutter zurückführen!

Sieh', Anna, den Geist des Knaben. O pflege ihn.

Die junge Frau kehrte aus dem Hause zurück. Auf ihrem Gesichte lag der Ausdruck der inneren Ruhe. Sie setzte sich gleichfalls zu den Füßen der Mutter, die jüngere Schwester mit dem Arm umschlingend, den Knaben auf den Schooß ziehend. Nach einigen Minuten gesellte sich auch der Sohn und Bruder zu ihnen. Es war eine freundliche, eine erhebende Gruppe.

Wir sind jetzt Alle wieder beisammen, sagte die Frau Vorhöff. Einer fehlt uns, aber wie er im Geiste bei uns ist und wir bei ihm sind, so wird hoffentlich die Zeit nicht mehr fern sein, wo wir wieder ganz mit ihm vereinigt sind. Und so laßt

uns denn mit Dank zu Gott des gegenwärtigen Glücks genießen. Ich habe vorhin unsren stillen Lebensplan für die nächste Zeit entworfen. Eine wunderbare Hülfe hat uns diesen Aufenthalt angewiesen. Gegen die dringendsten Sorgen sind wir geschützt. Was wir durch unsren Fleiß erwerben, können wir zurücklegen für schlechtere Zeiten, die wir niemals aus den Augen verlieren dürfen.

Du wirst Dich schonen, Johanna, fiel die kleine Anna ein, Du bedarfst der Erholung. Bernhard und ich werden für Euch arbeiten. Ich habe mir auch schon meine Pläne gemacht.

Du? sagte freundlich lachend die Frau. Laß hören, meine weise Anna.

Ich stehe des Morgens um fünf Uhr auf, reinige das Haus und bereite das Frühstück. Um acht Uhr wecke ich die Mutter und Dich und wir frühstücken gemeinschaftlich. Dann übernehme ich wieder mein Küchendepartement zur Bereitung des Mittagessens; Du kannst unterdeß mit der Mutter und mit Paul im Garten plaudern. Nach dem Mittagessen setze ich mich zu Euch und nun nähen und stricken und sticken wir, bis ich wieder unser einfaches Abendbrot bereite. Nach dem Abendbrote hole ich meine Harfe und Bernhard und ich spielen und singen. Ach, es wird ein herrliches Leben werden!

Du willst also alle Arbeit für Dich allein behalten und ich soll gar keinen Theil daran nehmen?

Du darfst sticken, wenn Du ganz wohl bist.

Und Bernhard?

Er mag täglich ein paar Stündchen zeichnen! Er bedarf auch noch sehr der Erholung.

Du hast freilich nur Einiges vergessen. Wer soll denn unser Gärtchen bestellen? Wer dem kleinen Paul Unterricht in seiner Fibel geben?

Die Kleine wurde nicht verlegen. Die Besorgung des Gartens übernehme ich auch noch. Um sechs Uhr früh kann ich mit Besorgung des Frühstücks fertig sein; dann habe ich zwei Stunden für den Garten übrig. In Pauls Fibel theile ich mich mit Bernhard.

Mein Plan ist doch ein etwas andrer. Die Küche soll Dir allerdings bleiben, aber den Garten übernehmen wir gemeinschaftlich. Die Gartenarbeit wird wesentlich zu meiner Stärkung beitragen.

Ich bitte mir später auch einen Antheil aus, fiel Bernhard ein, wenn die Zeit zum Abnehmen und Einsammeln des Obstes kommt. Das wird mein Geschäft sein.

Zugestanden. — Die Fibel des kleinen Paul übernehme ich sodann ganz. Du kannst ihm indeß Unterricht auf Deiner Harfe geben.

Herrlich, herrlich! riefen Anna und der Knabe.

Bernhard wird blos zu seiner Ausbildung zeichnen, keine Stickmuster und andere Arbeiten mehr. Er hat die eigentliche Kunst vernachlässigt und muß sich ihr wieder zuwenden. Diesen Sommer geschieht das hier, in der frischen Landluft, damit auch seine Brust wieder ganz kräftig wird. Zum Winter geht er in die Residenz, auf die Akademie. Ich habe nachgerechnet, wenn wir fleißig sind, so verdienen wir soviel, daß er ein halbes Jahr in der Residenz leben kann. Im zweiten halben Jahre wird ihn schon seine Kunst ernähren.

Und der Herr Bruder wird ein gar berühmter Künstler werden! sagte Anna mit komischem Pathos.

Sie hatten sich in die Fröhlichkeit hineingeplaudert. Nur das Auge der alten Frau schien um so trüber werden zu wollen, je mehr die Augen der Andren leuchteten. Doch schien sie auch andrerseits sich Gewalt anzuthun, um das, was vielleicht ihr Inneres bewegte, zu verbergen und so den Frohsinn der Ihrigen nicht zu stören.

Aber dennoch zuckte auf einmal wider ihren Willen ihr ganzer Körper mit einer Heftigkeit zusammen, daß die Kinder erschrocken auffuhren und sie mit bleichen Gesichtern umdrängten.

Was war Dir, Mutter?

Sie versuchte zu lächeln, obwol ihr Auge sich auf eine Weise bewegte, die anzeigte, daß sie es nicht in ihrer Gewalt habe.

Es war nichts, Kinder, sagte sie mit matter Stimme, fahrt fort in Euren Gesprächen. Mir wird schon besser.

Mit der Fröhlichkeit war es rasch zu Ende.

In die Freuden des Menschen tritt oft urplötzlich und vernichtend das Unglück hinein, um so vernichtender, je reiner die Freuden waren. Ist es eine feindliche, neidische Macht, die auf einmal die Gewalt erhält und unheimlich und zerstörend eingreift in das, was das freundliche Geschick des Menschen ihm so eben aufgebaut hatte? Oder ist es die in ewiger Güte und Weisheit waltende Hand der Vorsehung, die auch den Schmerz und das Leiden über uns sendet, um uns der höchsten Entwicklung entgegenzureifen?

Während man die Mutter ängstlich betrachtete und mit ihrem so schnell veränderten Zustande sich beschäftigte, eilte vom Dorfe her ein Mädchen in der Tracht der wohlhabendern Landbewohnerinnen in den Garten. Sie war fast athemlos, als sie bei der Familie ankam. Sie bemerkte die ängstlichen Gesichter nicht und sah selbst sehr ängstlich aus.

Madame, wandte sie sich hastig und ohne weitere

Vorbereitung an die Frau Vorhöff, machen Sie, daß Sie von hier fortkommen, Alle, Alle zusammen. Man will Sie arretiren.

Zu der Angst trat der Schreck.

Wen will man arretiren? fragte die Frau Vorhöff; sie schien das Gehörte nicht verstanden zu haben.

Sie, Sie Alle. Der Landrath ist da mit einem Schreiber und zwei Gensdarmen.

Uns? Es ist nicht möglich, mein Kind!

Es ist nur zu gewiß. Sie sind bei uns im Kruge abgestiegen. Ich habe es selbst gehört, wie der Landrath meinem Vater sagte, daß er den Befehl habe, Sie zu arretiren, die ganze Familie. Er hat einen Wagen mitgebracht, auf dem Sie transportirt werden sollen. Sie scheinen mir eine so brave, unglückliche Dame zu sein. Darum lief ich eilig hierher, um Sie zu warnen.

Die Frau Vorhöff rang die Hände, nach der Mutter blickend, deren Gesichtszüge einen Ausdruck anzunehmen schienen, als wenn der Tod nahe, sehr nahe sei. Der Bruder ging unschlüssig umher. Die jüngere Schwester hatte krampfhaft die Hände der Mutter gefaßt.

Die alte Frau erhob das vorgebeugte Haupt. Ich ahnte, was jetzt kommt, sagte sie. Fliehet nicht, folget muthig Eurem Schicksale, vertraut auf Gott!

Er wird durch Kampf und Leiden Euch zum Siege und zur Freude führen.

Ihre Stimme war auf einmal klar und rein geworden, sie sprach in einem fast prophetischen Tone.

Die Frau Vorhöff hatte ihre volle Besonnenheit wieder erhalten.

Wir fliehen nicht, Mutter, sagte sie. Wir werden Dich nicht verlassen. Wir sind uns keines Verbrechens, keiner Schuld bewußt. Wir bleiben, mag kommen, was da will.

Zu der Tochter des Krugwirths sich wendend, fuhr sie fort: Haben Sie Dank, mein gutes Kind, für Ihre freundliche Theilnahme. Wir sind unschuldig. Unser Schicksal muß sich erfüllen.

Das Mädchen verließ mit langsamen Schritten weinend den Garten.

Nach wenigen Minuten kam der Landrath mit seiner Begleitung an. Ein einfacher Leiterwagen, mit Strohsitzen belegt, folgte ihm.

Wer ist die Frau Vorhöff? fragte er, in den zerstörten Familienkreis tretend.

Ich, mein Herr!

Folgen Sie mir!

Er begab sich mit ihr in das Haus; der Schreiber folgte. Sie führte die Beamten in die Wohnstube.

Ihr Ehemann ist der Literat Vorhöff? begann der Landrath.

Ja, mein Herr!

Er wurde vor mehrern Jahren in die demagogischen Untersuchungen verwickelt?

Ja, mein Herr!

Er wurde wegen versuchten Fürstenmordes und wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt?

Wegen Hochverraths. Mein Mann ist kein Mörder.

Lassen wir das. Er wurde vom Monarchen begnadigt zu lebenswieriger Freiheitsstrafe?

Lebt er, mein Herr? Beantworten Sie mir die Frage; ich flehe darum.

Es gehört nicht zu meinem Auftrage. — Wovon ernähren Sie sich?

Von meiner und meiner Geschwister Händearbeit. Wir sticken und zeichnen. Der Erlös unsrer Arbeiten gibt uns unsren kümmerlichen Unterhalt.

Wie viele Miethe geben Sie für dieses Haus mit dem Garten?

Die Frau stockte.

Nun?

Mein Herr, das kann ich Ihnen nicht sagen.

Und warum nicht? Sie werden verlegen. Welche Bewandtniß hat es mit dieser Miethe?

Ich wüßte nicht, warum ich Ihnen die Wahrheit verhehlen sollte. Ein Fremder hat das Haus für uns gemiethet und die Miethe bezahlt.

Ah —! Wer ist der Fremde?

Ich kenne nur seinen Namen. Er heißt Balischewski.

Seine Heimath? Sein Wohnort? Seine Verhältnisse?

Ich kenne sie nicht.

Sprechen Sie die Wahrheit.

Mein Herr, die Lüge ist mir fremd.

Madame, Sie werden mich nicht glauben machen wollen, daß ein Ihnen völlig fremder Mensch, dessen Verhältnisse, dessen Wohnort Sie nicht einmal kennen, eine jedenfalls nicht unbedeutende Miethe für Sie bezahlen werde.

Dennoch ist es so.

Genug davon, Madame. Ich habe nur für Sie zu bedauern, daß Sie sich mit dem Fremden in irgend einer Weise eingelassen haben. Ihr Gatte ist als Hochverräther verurtheilt. Nach den Gesetzen ist der Staat berechtigt, auch Sie und Ihr Kind in lebenswierige Gefangenschaft zu nehmen, Ihre nächsten Verwandten aber aus dem Lande zu verweisen. Die Regierung ist bisher nachsichtig gegen Sie gewesen. Sie hat Ihnen und den Ihrigen

einen freien, unverkümmerten Aufenthalt im Lande verstattet aber anstatt dies mit Dank anzuerkennen, lassen Sie sich in gefährliche Verbindungen ein.

Mein Gott, mein Herr, ist es denn ein Verbrechen für den Armen, wenn er eine Wohlthat annimmt, die ihm das Leben fristet?

Unter Umständen allerdings. Es tauchen wieder aufrührerische, hochverrätherische Bestrebungen im Lande auf. Jener Fremde, der sich Balischewski nennt, ist sehr wahrscheinlich das Mitglied einer jener geheimen Verbindungen, die sich den Umsturz alles Bestehenden zum Ziele gesetzt haben. Ihr Verkehr mit ihm macht Sie ebenfalls verdächtig. Kurz, ich habe von dem Polizeiministerium den Auftrag erhalten, Ihnen anzukündigen, daß man Sie und die Ihrigen im Lande nicht ferner dulden kann und ich habe zugleich den Befehl, noch heute Ihren Transport über die Grenze zu bewirken.

Wie mein Herr? Was haben wir verbrochen? Wir leben ja einsamer als vielleicht irgend ein Mensch im ganzen Lande, wir haben uns weder um Politik, noch um Regierung bekümmert. —

Sie haben gehört, was gegen Sie vorliegt.

O mein Herr, Sie werden nicht grausam sein wollen.

Von meinem Willen ist nicht die Rede. Ich

bin ein Werkzeug des Ministeriums ich habe nur dessen Befehle auszuführen.

Ich bin überzeugt, mein Herr, daß das Ministerium von der entsetzlichen Maßregel Abstand nehmen wird, wenn Sie unsre Unschuld berichten.

Madame, Sie verkennen die Läge der Sache, Sie sind nicht unschuldig. Nach Ihren eigenen Aussagen sind Sie schuldig und den Gesetzen verfallen.

Ich habe keine Vorstellung von einem solchen Rechtszustande.

Ich bitte, Madame, sich zur Abreise fertig zu machen, meine Zeit ist gemessen.

Auf der Stelle?

Der Wagen wartet draußen.

Und wohin werden Sie uns bringen?

Ueber die Grenze, über die nächste Grenze.

Und dann? Was wird jenseits der Grenze unser Schicksal sein?

Ich weiß es nicht, Sie sind dort sich selbst überlassen.

Und wenn man uns drüben nicht aufnimmt? Wenn man auch dort uns wieder ausweist?

Die hiesigen Behörden werden Sie nicht wieder annehmen.

Die Frau befand sich in einer Verwirrung der Gedanken, aus der sie sich nicht herausfinden konnte.

Ich bitte sich zu beeilen, drängte der Beamte.

Die Thür ging auf. Mit furchtbar entstelltem Gesichte trat die unglückliche Anna herein. Stumm, mit zuckenden Lippen, mit glanzlosen Augen warf sie sich an die Brust der älteren Schwester.

Mein Gott, rief diese ahnungsvoll, die Mutter ist todt!

Sie ist todt! schrie das Mädchen auf.

Madame, sagte der Beamte, in der Stimme die ganze Herzlosigkeit seines Dienstes, ich bedaure, daß das Unglück Sie mit doppelten Schlägen trifft, aber ich muß Sie bitten, auf der Stelle abzureisen.

Mein Herr, es ist unsere Mutter, die so eben von uns scheidet.

Ich werde für ihr Begräbniß sorgen.

Fremde Hände —. Sie schauderte.

Keine Umstände, ich bitte zum letzten Male.

Gott, Gott, Deine Prüfungen sind schwer! sagte die arme Frau. —

Werfen wir einen Schleier über die Trennung von dem Hause, von dem Garten, von der Leiche der Mutter.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Friedrich Klöppel in Eisleben.